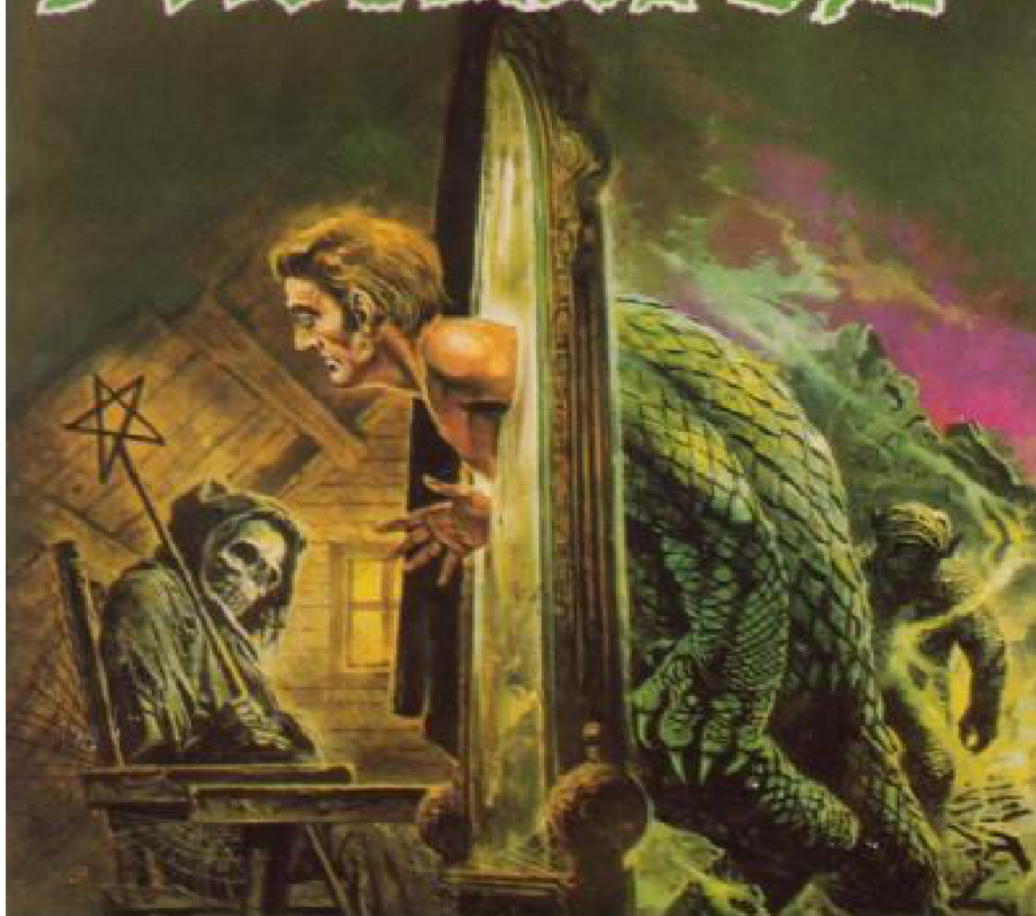
DAN SHOCKER's

Macabros



Nr. 2

DM 1,-

Österreich S 7,-
Schweden Kr 1,75 inkl. moms
Italien L 220 Spanien Pts 35
Printed in Germany

Fluch der Druidin



Nr. 2

Fluch der Druidin

Das Mädchen rannte durch die Nacht. Der Regen prasselte vom Himmel, der Boden war völlig durchweicht. Isabell Flaherty zog den Umhang über ihren Kopf. Das Wasser lief in Strömen an ihr herunter. Sie war ganz plötzlich von dem Regen überrascht worden. Isabell ärgerte sich, daß sie die Einladung ihrer Freundin nicht angenommen hatte, über Nacht zu bleiben.

Das forsche Mädchen hätte jetzt noch umkehren können. Bis zu ihrer Wohnung war es noch doppelt so weit.

Der hügelige Boden ließ das Laufen zur Anstrengung werden. Die dünnen Schuhe waren aufgeweicht, die Zehen lagen bereits frei, und der kühle Wind ließ die einsame nächtliche Spaziergängerin frösteln.

Plötzlich strauchelte sie. Ihr rechter Fuß blieb zwischen zwei spitzen Felssteinen hängen.

Isabell fiel der Länge nach auf den harten, nassen Boden. Instinktiv warf sie die Arme nach vorn, um ihr Gesicht zu schützen.

Ein brennender Schmerz durchfuhr ihr Bein.

Sekundenlang wagte sie nicht, sich zu rühren. Sie fürchtete schon, ohnmächtig zu werden, doch in letzter Minute war ihr Wille stärker als ihre Schwäche.

Das Mädchen richtete sich auf.

Isabell biß die Zähne aufeinander und befreite ihren Fuß aus der Steinklemme. Der Fuß war merklich angeschwollen. Sie war nicht imstande, aufzutreten.

Ihr Blick irrte durch die Nacht, hinüber zu den Hügeln, die wie zwei überdimensionale Menschenköpfe aussahen. Dazwischen lag das kleine bienenkorbähnliche Haus der Einsiedlerin Kiuna Macgullyghosh. Schwaches, trübes Licht brannte hinter dem kleinen Fenster.

Die Frau dort drüben war die einzige, die ihr jetzt helfen konnte.

Aber Kiuna Macgullyghosh hatte keinen guten Ruf. Im Dorf fürchtete man sie. Man machte einen weiten Bogen um die Einsiedlerklause, die wie angeklebt an der dunklen Felswand hing.

Man erzählte merkwürdige Geschichten von Kiuna Macgullyghosh. Sie sei eine Druidin, sie brächte Menschenopfer dar und würde kleine Kinder fressen. Ihren Namen nannte man nur flüsternd.

»Hilfe!« Isabell Flaherty reckte den Kopf in Richtung des kleinen Hauses.

Sie konnte unmöglich die ganze Nacht hier liegenbleiben.

In der Tiefe ihres Herzens hatte sie Angst, aber sie war ein Mädchen, das sich eigene Gedanken machte und das Grauenvolle, das man sich von der Macgullyghosh erzählte, eigentlich nicht so recht glauben wollte.

»Hilfe!« Ihre Stimme übertönte das plätschernde Regengeräusch. Isabell Flaherty rutschte auf dem scharfkantigen Boden weiter. Ihre

Haut schürfte auf, die Kleider zerrissen.

Nur zentimeterweise kam sie vorwärts.

Ein Schleier lag vor ihren Augen, in dem Kringel und Sterne tanzten.

Isabell Flaherty stemmte sich an einem Baumstumpf hoch und humpelte auf einem Bein weiter. Aber nach zwei Schritten fiel sie wieder um. Ohne eine Krücke kam sie so nicht weiter. Wahrscheinlich hatte sie sich den Fuß gebrochen.

»Soll ich Ihnen helfen, mein Kind?« sagte in diesem Augenblick eine Stimme neben ihr. »Haben Sie sich weh getan?«

Isabell Flaherty warf den Kopf herum.

Keine zwei Schritte von ihr entfernt stand eine gebückte Alte, einen Wollschal um das graue Haar gewickelt.

Isabell Flaherty hatte Kiuna Macgullyghosh noch nie in ihrem Leben gesehen. Zum erstenmal blickte sie in die dunklen, glühenden Augen. Kiuna Macgullyghosh war alt, aber sie sah nicht bösartig aus, wie die Leute auf der Insel immer behaupteten. Und auch ihre Stimme klang keineswegs wie das Krächzen einer bösen, kindermordenden Hexe.

»Ich bin gestürzt…«, stammelte Isabell Flaherty. Die Begegnung erregte sie doch mehr, als sie es sich eingestehen wollte. »Ich glaube… ich habe mir den Knöchel gebrochen… es tut entsetzlich weh.«

»Sie müssen so schnell wie möglich ins Trockene. Kommen Sie, stützen Sie sich auf mich!« Kiuna Macgullyghosh half sehr geschickt.

Isabell stützte sich auf die Schulter der Einsiedlerin. Sie stellte fest, daß die Alte nicht so klapprig war, wie sie geglaubt hatte. Kiuna Macgullyghosh verfügte über eine beachtliche Kraft.

»Ich habe Sie gar nicht kommen hören«, sagte Isabell Flaherty, während sie schrittweise vorankamen. Der Weg über den Hügel fiel ihr am schwersten. Dann lief der Pfad ebenerdig auf das Bienenstockhaus der Einsiedlerin zu.

Kiuna Macgullyghosh lachte leise. »Wissen Sie, mein Kind, wenn man sich so oft wie ich die Finger verbrannt hat, dann wird man mit der Zeit vorsichtig. Schon mehr als einmal wurde ich aus dem Haus gerufen und aus Jux mit Steinen beworfen. Da habe ich mir angewöhnt, erst einmal nachzusehen, wer da um Hilfe ruft.«

Sie erreichten die niedrige Tür, die in den verrosteten Angeln quietschte, als sie diese mit der Hand auf stieß.

In der Behausung brannten mehrere Kerzen, deren flackerndes Licht tanzende Schatten an die Wände warf.

Unruhig blickte Isabell Flaherty sich um.

An den Wänden hingen Tierschädel und getrocknete Pflanzenbündel.

Es roch nach fremdartigen Kräutern und Gewürzen.

In der Ecke stand ein altes Bett, darauf prall ausgestopfte Säcke, die als Matratze dienten.

Im Kerzenlicht hatte Isabell Flaherty zum erstenmal die Gelegenheit, ihre Helferin genauer zu betrachten.

Kiuna Macgullyghosh sah wesentlich jünger aus, als ihre gebückte Haltung verriet. Sie hatte ein frisches Gesicht, und als sie das Kopftuch abnahm und ihre Haare schüttelte, fiel eine Flut rötlich schimmernder Haare wie flüssiges Kupfer auf ihre Schultern.

Das Gesicht wirkte freundlich, die grünen Augen glänzten unter langen seidigen Wimpern fröhlich und klar. Der Mund hatte einen sinnlichen Zug, die Nase war schmal und fein.

Isabell Flaherty atmete schnell und flach. Das Laufen hatte sie angestrengt.

»Ich werde Ihren Fuß sofort versorgen«, sagte Kiuna Macgullyghosh eifrig. »Wir werden ihn schienen müssen. Ich hole passende Hölzer.«

Sie ging gebückt auf den Durchlaß neben der gemauerten Herdstelle zu, wo sich eine kleine, finstere Kammer befand. Isabell hörte sie dort hantieren.

Sie kehrte mit einigen kurzen Stäben zurück, richtete Isabells Fuß und legte inzwischen heißgekochte Kräuter auf die Schwellung. Sie rieb das Bein mit einer dicken, grünen Salbe ein. Isabell Flaherty verfolgte mit schmerzverzerrtem Gesicht Kiuna Macgullyghoshs Bewegungen.

»Es schmerzt noch etwas, nicht wahr?« sagte die Einsiedlerin beiläufig und blickte das junge Mädchen freundlich an. »Das gibt sich gleich. Die Salbe wirkt schnell.«

Isabell Flaherty nickte. Sie spürte schon eine wohlige Entspannung im ganzen Körper.

»Sie tun sehr viel für mich«, murmelte sie schläfrig. »Und dabei erzählt man sich so furchtbare Dinge über Sie im Dorf. Ich habe gewußt, daß das alles gar nicht stimmen kann.«

Kiuna Macgullyghosh lächelte schweigend.

Einmal schreckte Isabell ein leises Meckern auf. In der Dämmerung kam aus der kleinen Kammer hinter der Herdstelle eine Ziege.

»Sie brauchen nicht zu erschrecken«, meinte die Einsiedlerin. »Das ist mein Haustier. Die Ziege sorgt täglich für frische Milch.«

Isabell Flaherty lächelte. Es war alles so einfach… und so leicht… und so warm… Wie wohl sie sich fühlte!

Sie merkte nicht, daß Kiuna Macgullyghosh gar nichts mehr an ihrem Bein machte. Die Stöckchen lagen unbenutzt am Boden, und die Druidin beobachtete das einschlafende Mädchen mit begehrlichen Blicken.

Sie nahm ein Gefäß aus der Wandnische, griff nach einem scharfen

Messer und ritzte mit einem Schnitt die Pulsader von Isabell Flaherty. Das Blut rann langsam wie ein nicht versiegender Strom in das Gefäß.

Isabell Flaherty merkte nichts davon.

Sie wachte nicht mehr auf. Das abfließende Blut schwächte ihren Körper. Sie überschritt die Schwelle vom Schlaf zum Tod, ohne daß das verklärte Lächeln auf ihrem schönen Gesicht verschwand.

Die Schale mit dem dampfenden Blut führte die Druidin langsam an ihre Lippen.

*

Die Tatsache, daß Isabell Flaherty spurlos verschwunden war, beschäftigte die abergläubischen Dorfbewohner. Man wußte sofort, wer das Mädchen entführt und getötet hatte, aber niemand wagte es laut auszusprechen.

In jenen kalten und regnerischen Januartagen wollte es der Zufall, daß Jonathan Thuerlaen mit seinem Begleiter Thomas Knickery die kleine, nur wenige hundert Quadratmeter große Insel besuchte.

Der Himmel war trüb, die Wolken hingen tief und es nieselte, als Thuerlaen und Knickery vom Schiff kamen.

Thuerlaen blickte sich mit kalten, glitzernden Augen um. Er war ein Mensch ohne Gefühl. Und das mußte man sein, wollte man als Hexenjäger Erfolg und Einkommen haben.

Thuerlaens Greueltaten waren in aller Munde. Allein in England hatte er innerhalb von zwei Jahren nachweislich vierundneunzig Hexen durch die Wasserprobe, durch den Scheiterhaufen oder durch die Folter ums Leben gebracht.

Thuerlaen und Knickery waren ein Gespann, dessen Auftauchen den einen Angst und Schrecken, den anderen Sensation und Nervenkitzel versprach.

Jonathan Thuerlaen war ein vierschrötiger Kerl mit schlechten Umgangsformen, borstigem Haar und einer Vorliebe für das Trinken.

Unter seinem reich gestickten Wams trug er einen Lederbeutel, in dem stets ein gut gefülltes Schnapsfläschchen steckte.

Thuerlaen griff danach, entkorkte es und nahm einen tiefen Schluck. Sein Gesicht rötete sich, er rülpste und schlug seinem stumpfsinnigen Begleiter auf die Schulter.

»Na, Tommy, auch’n Schluck?« fragte er laut. Seine Stimme klang heiser. Seine wäßrigen Augen befanden sich in stetiger Bewegung.

Thomas Knickery ging auf krummen Beinen neben seinem Herrn her und schleppte die schweren Koffer.

Knickery war ein Trottel, der Thuerlaen aufs Wort gehorchte. Auch er war ein brutaler Typ, den das Leben an der Seite des Hexenjägers hart und unbarmherzig gemacht hatte und der es verstand, aus jeder

Situation seinen Vorteil herauszuschinden.

»Ich wart' bis ins Gasthaus«, murmelte er.

»Wer weiß, wie lange das noch dauert. Verdammter Regen, verdammter Boden«, knurrte Thuerlaen. »Wenn es nicht so umständlich wäre, hätte ich glatt die Pferde mitgenommen. Man ist das Laufen nicht mehr gewöhnt. Die ganze Insel scheint ausgestorben zu sein. Bei diesem Sauwetter verkriechen sich alle in der warmen Stube.«

Thuerlaen blickte nach vorn. Zwischen den flacher werdenden Hügeln im Innern der Insel standen die kleinen Lehmhäuser mit den Ziegeldächern dicht beisammen.

Das Dorfwirtshaus lag mitten im Ort. Als die beiden Fremden durch die Dorfstraße gingen, wateten sie bis zu den Knöcheln im Schlamm.

Thuerlaen fluchte. Hinter den kleinen, schmutzigen Fenstern lauerten neugierige Gesichter.

Im Dorfwirtshaus saßen einige Männer und tranken Bier.

Der fette Wirt kam sofort diensteifrig herbei, als die Fremden eintraten. Auf den ersten Blick erkannte er an der Kleidung, daß die beiden Männer nicht arm waren.

Thuerlaen fragte nach Unterkunft für ein paar Nächte. Der Wirt rief seine Tochter aus der Küche, die ebenso dick war wie er. Ihre großen Brüste wippten bei jedem Schritt.

Sie war stark wie ein Mann und schleppte die beiden Koffer mit einer Leichtigkeit, daß selbst Thomas Knickery große Augen machte.

Die Wirtstochter hieß Ioshean O'Leary. Sie war dreiundzwanzig. Und es war nicht schwer mit ihr anzubändeln. Thomas gab ihr einen Klaps auf den Po, als sie vor ihm die schmalen, knarrenden Stufen hinaufging. Sie warf ihm einen vielsagenden Blick zu, der keine Beschwerde war.

Ioshean O'Leary verließ kurz darauf das Zimmer, in dem Thuerlaen und Knickery untergebracht waren.

In ihrer Hand befand sich ein Goldstück, das Jonathan Thuerlaen ihr großzügig zugesteckt hatte. Wo er fremd war, wollte er gleich Eindruck schinden.

Ioshean würde das weitererzählen. Man würde ihm mit ganz anderen Voraussetzungen entgegenkommen. Das wußte er aus Erfahrung.

Die beiden Männer entledigten sich ihrer nassen Kleidungsstücke. In der Zwischenzeit stellte Ioshean unten in der Küche die großen Töpfe auf und erhitzte Wasser, das in großen Kübeln nach oben geschleppt und in die hölzerne Badewanne geschüttet wurde.

Zuerst badete Thuerlaen. Als er bis zum Hals in der Wanne saß und sein Kopf aus dem sahnigen Schaumberg wie eine braune Kugel

herausblickte, kam Ioshean O'Leary mit einem neuen Kübel an und stellte ihn neben der Tür ab.

»Hallo, Schöne!« flötete Thuerlaen, und selbst beim Baden verzichtete er nicht auf die Schnapsflasche, die er bis auf einen kleinen Rest geleert hatte.

»Du kommst gerade richtig. Wäschst du mir den Rücken ab?« Er grinste von einem Ohr zum anderen und kratzte sich an seinen dicken roten Bartkoteletten.

»Sie haben Ihren Diener, Herr«, wich Ioshean aus. Ihre dicken Wangen liefen rot an.

»Der ist immer so grob«, beschwerte sich Thuerlaen mit schwerer Zunge. Er lehnte sich in die Wanne zurück und streckte seine langen Arme blitzschnell nach Ioshean aus. Das Mädchen wirbelte mit einem spitzen Aufschrei herum. Aber ehe die Wirtstochter sich versah, griffen Thuerlaens Hände nach ihr und sie verlor das Gleichgewicht. Mit ihrem dicken Hinterteil klatschte sie in die Wanne, daß das Wasser zu beiden Seiten überschwappte.

Thomas Knickery schlug sich lachend auf seine Schenkel und vollführte einen Freudentanz, während Jonathan Thuerlaen die quietschende Ioshean festhielt.

Der Hexenjäger lachte dröhnend, daß es durch das Haus schallte.

»Lassen Sie mich los, lassen Sie mich los!« tobte sie.

»Das Wasser ist doch schön warm!« freute sich Thuerlaen. »Du gefällst mir, du hast Temperament.«

Endlich konnte Ioshean O'Leary sich doch befreien. Ihr Rock war klatschnaß.

Knickery und Thuerlaen wollten sich bald ausschütten vor Lachen.

»Das Leben kann das reinste Vergnügen sein, wenn man es mit Menschen zu tun hat, die einen herzhaften Spaß verstehen!« Thuerlaen gab seinem Diener einen Wink. »Gib ihr ein Goldstück, Thommy. Ich glaube, hier auf der Insel halten wir uns länger auf, als geplant. Sag, Ioshean: Ich habe gehört, daß es hier eine Hexe geben soll. Kannst du mir ihren Namen sagen?«

»Sind Sie ein Hexenjäger?« Ioshean O'Leary riß die braunen Augen auf. Sie vergaß ihren nassen Rock.

»Ich bin der berühmte Jonathan Thuerlaen, mein Kind, der erfolgreichste Hexenjäger, den es gibt.« Er zählte seine »Heldentaten« auf. Iosheans Augen wurden größer und größer. Er verschwieg allerdings, daß er in den letzten Wochen weniger Glück mit seinen Hexenjagden gehabt hatte und daß die Einnahmequellen nicht mehr ganz so stark sprudelten. Es waren Bestrebungen im Gange, die wilden Verfolgungen und oftmals willkürlichen Beschuldigungen, wonach eine angebliche Hexe in ihrer Angst und ihren Schmerzen oft zahlreiche andere Frauen nannte, gemildert werden sollten. Erste

kritische Stimmen erhoben sich, die behaupteten, es gäbe überhaupt keine Hexen.

Thuerlaen mußte dazu grinsen. Das wußte er schon lange. Aber der Hexenwahn bescherte ihm ein sorgloses Leben. Was sollte er heute anfangen, wenn er seinen Beruf an den Nagel hängen mußte, wenn es keine Folterungen, keine Verhöre, keine Verfolgungen, keine Verbrennungen, Hexenproben und kein Hexenstechen mehr gab? Gerade das Hexenstechen beherrschte er wie kein zweiter. Er fand immer die Stellen, wo es nicht bluten konnte. Nichts überführte eine Hexe besser, als wenn aus einer tiefen Stichwunde kein Blut kam.

Iosheans Mundwinkel klappten herab. »Wir haben eine Hexe hier. Kiuna Macgullyghosh«, sagte sie aufgeregt. »Sie würden es wagen, ihr gegenüberzutreten?«

»Wagen? Was heißt hier wagen?« donnerte Thuerlaen los. Er ließ sich von seinem Diener das Badetuch geben, stellte sich in der Wanne auf. Mit einer theatralischen Geste warf er das Tuch um sich und frottierte sich langsam ab. Thomas Knickery streifte die Hose ab, stieg in das Wasser seines Herrn und wusch sich.

»Niemand wagt es, in die Nähe von Kiuna Macgullyghosh zu gehen«, flüsterte Ioshean.

»Niemand? Man merkt, daß hier noch kein Thuerlaen gewesen ist. Jetzt, wo ich da bin, braucht ihr keine Angst mehr zu haben.«

Jonathan Thuerlaen wechselte einen Blick mit seinem in der Badewanne sitzenden Begleiter.

»Wir werden euch von der Hexe befreien. Habt ihr schon einmal gesehen, wie sie des Nachts auf einem Besen aus dem Kamin geritten ist, um zum Hexensabbath zu reiten? Pflegt sie Umgang mit dem Satan?«

»Sie ist keine gewöhnliche Hexe, Sir. Man weiß, daß sie eine Druidin ist, die das Blut ihrer Opfer trinkt und kleine Kinder frißt.«

»Ach, herrjeh«, entrann es Thuerlaen. »Dann ist sie eine von der ganz schlimmen Sorte. Dann wollen wir gar nicht lange fackeln, sie aufzusuchen. Sorge für ein anständiges Mahl, mein Kind! Wenn ich frisch gebadet und gut gegessen habe, fühle ich mich immer besonders gut in Stimmung, einer Hexe auf den Zahn zu fühlen. Hat das Dorf ein Kopfgeld für die Unschädlichmachung der Hexe ausgesetzt?«

»Ja.«

»Wie hoch?«

Sie nannte eine Summe, daß Thomas Knickery sich beeilte, mit dem Baden fertig zu werden.

Thuerlaen forderte Ioshean auf, dem Bürgermeister des Dorfes Mitteilung von seiner Ankunft im Gasthaus zu machen und schickte das Mädchen hinaus.

Er grinste. »Der lange Weg lohnt sich doch, wie mir scheint,

Thommy. Und nun mach’ schon, daß du aus der Wanne kommst. Es gibt Arbeit. Dieser Macgullyghosh oder wie sie heißt, werden wir auf den Pelz rücken.«

*

Die Chronik weiß zu berichten, daß der Hexenjäger Jonathan Thuerlaen am Mittag des gleichen Tages ein Gespräch mit dem Bürgermeister, dem Richter und dem Pfarrer des kleinen Dorfes hatte.

In der Unterredung kam zum Ausdruck, daß man Kiuna Macgullyghosh fürchtete, daß niemand riskiert hätte, in ihr Haus zu gehen. Selbst die hohe Prämie würde die Menschen davon abhalten, der unheimlichen Druidin das Handwerk zu legen.

Man machte ihn außerdem darauf aufmerksam, daß man es gerne sehen würde, wenn die Angelegenheit so schnell wie möglich und ohne viel Aufsehen zu erregen erledigt würde.

Dafür verbürgte sich Jonathan Thuerlaen.

So kam es, daß er am Nachmittag den Weg zum Einsiedlerhaus der Druidin machte.

Jonathan Thuerlaen hatte weitere Schnäpse getrunken und befand sich in aufgekratzter Stimmung.

Er hatte schon einiges erlebt, aber soviel ungereimtes Zeug, was man sich über die Macgullyghosh erzählte, hatte er doch noch nicht gehört. Fest stand, daß man das Verschwinden einiger Kinder und einiger junger Frauen auf der Insel eindeutig nachgewiesen hatte und dafür nur Kiuna Macgullyghosh in Frage kam. Dem Gerücht nach opferte sie alten keltischen Göttern.

Thuerlaen glaubte zu wissen, wie er die Sache am besten anpackte: kein großes Palaver, kein Verhör. Die Verantwortlichen wollten keinen Prozeß haben. Sie wollten nur eine Gefahr beseitigt wissen.

Jonathan Thuerlaen und Thomas Knickery hielten vor dem Haus der Einsiedlerin und klopften an die schwere Holztür.

Kurz darauf machte die Frau auf.

»Wer sind Sie? Was wollen Sie von mir?« Kiuna Macgullyghosh trug ein smaragdfarbenes Gewand mit einer weitgeschnittenen Kapuze, die auf ihrem Rücken lag.

Thuerlaen trat einfach ein. Wie durch Zauberei lag plötzlich der lange Hexenstecher in seiner Hand, den er sonst zusammengeschoben im Gürtel trug.

Mit einem erschreckten Aufschrei wich Kiuna Macgullyghosh zurück.

Der Wohnraum war niedrig. Thuerlaen und Knickery mußten die Köpfe einziehen.

»Du bist eine Hexe. Das hat man uns gesagt. Wir sind gekommen,

um festzustellen, ob das auch stimmt«, sagte Thuerlaen. Seine Augen blitzten bedrohlich.

Kiuna Macgullyghosh drehte sich blitzschnell um und rannte quer durch die Behausung zu einer Tür mit einem großen Riegel.

Schnell schob sie den Riegel zurück und verschwand in einem engen, feuchten Tunnel.

Thuerlaen und Knickery folgten ihr.

Es ging treppab.

»Die Behausung der Hexe ist doch größer, als es von draußen aussieht.« Thuerlaen wankte die steilen Stufen hinunter. In einem Gang sah er schemenhaft die davoneilende Macgullyghosh. »Vielleicht hat sie im Innern des Felsens einen Schatz vergraben.«

Sie erreichten eine Tür, die vor ihnen zugeschlagen wurde.

Thuerlaen warf sich sofort dagegen und trat ein.

»Warum die Aufregung, meine Liebe? Wir wollen doch nur die Probe machen, das ist alles!«

Kiuna Macgullyghosh stand in dem Gewölbe, das von schweren Balken abgestützt wurde.

Gleich hinter der Tür stand ein kleiner quadratischer Tisch, davor ein Stuhl. An der Wand gegenüber hing ein gewaltiger schwarzer Vorhang, der einen großen Spiegel zur Hälfte abdeckte.

Kiuna Macgullyghosh streckte die Hand aus. In ihrer Rechten hielt sie ein Zepter mit einem Drudenstern.

»Ach, wie niedlich«, freute Thuerlaen sich. »Jetzt will sie uns Angst machen. Dabei habe ich gar keine Lust, die Sache in die Länge zu ziehen. Nehmen Sie das Ding da weg, meine Liebe!« Er säuselte wie eine Schlange. Der Grundton seiner Stimme wirkte bedrohend.

»Geht zurück!« rief Kiuna Macgullyghosh. »Was immer ihr auch im Sinn habt, es wird euch nicht gelingen. Ihr könnt mir nichts antun. Ich bin – unsterblich!«

Thomas Knickery kam von der Seite her auf sie zu und griff an.

Er fürchtete sich weder vor Drohungen noch vor Flüchen. Nichts hinderte ihn, die Arbeit zu verrichten, die Thuerlaen von ihm verlangte.

Er zerrte Kiuna Macgullyghosh herum. Das Zepter mit dem Druidenstern fiel zu Boden.

Mit glühenden Augen kam Thuerlaen näher.

Kiuna Macgullyghosh stöhnte, schrie und trat um sich.

Knickery hielt ihre Hände fest gekreuzt auf ihrem Rücken.

Thuerlaen riß die Bluse der Frau auf. In Fetzen zog er ihr den Stoff vom Leib und entblößte sie bis zum Nabel.

»Du bist schön.« Thuerlaen leckte sich die Lippen. »Grüne Augen, kastanienbraunes Haar, eine weiße Haut… Dich hat bestimmt noch keine Mann aus Fleisch und Blut besessen. Auf dich wartet der

Teufel.« Er stand ganz dicht vor ihr. Seine Augen funkelten. Dann stieß er zu. Die lange, fingerdicke Nadel durchstieß die Bauchdecke der Frau. Sie stöhnte.

»Es kommt kein Blut«, murmelte Thuerlaen. »Sie ist eine Hexe, Thommy!«

Thomas Knickery zerrte die Widerstrebende auf den Stuhl, hielt ihre Hände auf den Stuhlrücken, daß sie sich nicht rühren konnte.

Zweimal stach Jonathan Thuerlaen mit dem Hexenstecher zu.

Kiuna Macgullyghoshs Kopf sank nach hinten. »Ihr könnt mich nicht töten. Ich bin unsterblich – meine Seele wird wiederkommen und furchtbare Rache nehmen.«

»Ja, ja, wir wissen schon Bescheid«, nickte Jonathan Thuerlaen.

Aus weitaufgerissenen Augen starrte sie ihren Mörder an. »Ich verfluche dich«, flüsterte sie. »Ich verfluche euch – und alle, die auf dieser Insel leben – sterben – ihr sollt sterben – und in ewiger Finsternis – gefangen sein…«

Aus den Stichwunden strömte Blut. Kiuna Macgullyghosh starb.

Mit einer Kette banden sie die Leiche an den Stuhl und rückten ihn so, daß sie schräg vor dem Spiegel saß. Thuerlaen drückte ihr grinsend das Zepter mit dem Druidenstern in die Hand.

»So kannst du deine Schönheit weiter bewundern«, sagte er mit kalter Stimme.

Niemand war Zeuge geworden, daß die Hexe tot war. Vielleicht würde man ihn um die wertvollen Goldstücke prellen, wenn er einfach behauptete, daß die Hexe unschädlich gemacht worden war.

Er zog seinen Dolch aus dem Gürtel, öffnete die Brust der Toten und schnitt das Herz heraus.

Auf dem Marktplatz zeigte er es den sensationsfiebernden Inselbewohnern. Dann warf er es den Dorfkötern zum Fraß vor.

*

Auch dies verbürgt die Chronik: Am Nachmittag des gleichen Tages empfing der Hexenjäger Jonathan Thuerlaen das Blutgeld. Von einer Besitznahme des Eigentums der Hexe Kiuna Macgullyghosh nahm er Abstand. Ein Rundgang durch das armselige Haus hatte nichts Wertvolles ans Tageslicht gebracht.

Im Kreis ihrer Gönner feierten Thuerlaen und sein Diener den Tod der Hexe. Das Dorf schien aus einem Dornröschenschlaf erwacht zu sein. Thuerlaen mußte in aller Breite die Geschichte vom Tod der Hexe zum Besten geben. Dabei vergaß er nicht zu trinken. Als er schon stark betrunken war, kam er auf den Fluch zu sprechen. Er hielt ihn für die Pointe seiner Geschichte und wollte sich totlachen. Seine Zuhörer wurden aber mit einem Mal stocknüchtern und sahen den

Hexentöter belemmert an.

»Was habt ihr denn?« wunderte der Hexenjäger sich. »Fürchtet ihr euch nun vor der Toten? Sie kann nicht mehr zurückkommen. Sie kann nicht mehr das Blut eurer Töchter und Frauen trinken.«

Aber so einfach waren die Insulaner nicht zu beschwichtigen.

Der Fluch gab ihnen zu denken. Man warf Thuerlaen vor, daß er es nicht zu diesem Fluch hätte kommen lassen dürfen. Und als der Hexenjäger sich verteidigen wollte, wurden die Dorfbewohner rabiat.

Noch in der gleichen Nacht zwang man ihn und seinen Begleiter, die Insel zu verlassen. Man stellte ihnen ein Boot zur Verfügung.

Das Wetter war regnerisch und stürmisch, aber man verweigerte ihnen die Unterkunft bei dem Wirt O'Leary. Wenn Kiuna Macgullyghoshs Fluch sich erfüllte, dann war anzunehmen, daß er zuerst Thuerlaen und Knickery treffen würde.

Sie hatten schließlich die Bluttat vollbracht. Man hoffte, die tote Druidin dadurch zu täuschen und die Aufmerksamkeit der ruhelosen Seele ganz auf Thuerlaen und Knickery zu lenken.

Jonathan Thuerlaen fand das Ganze absurd, konnte aber an der Tatsache selber nichts ändern. Bei eisigem Wetter und einem bösem Sturm ruderten sie von der Insel weg.

Was mit dem kleinen Boot und den beiden Menschen in jener Nacht wirklich geschah, läßt sich nur noch zusammenreimen.

Reste des Bootes fanden Fischer wenige Tage später in einer Bucht. Die Leiche Thuerlaens lag auf einem Kliff.

Thomas Knickery mußte mit den Koffern und dem Goldsäckchen, dem Lohn für den Hexenmord, untergegangen sein. Er wurde nie gefunden.

Thuerlaen lag mit ausgebreiteten Armen auf dem Rücken und starrte mit toten Augen in den Himmel.

Scharfe Vogelschnäbel hatten seine Brust aufgerissen und das Herz entführt.

*

Alle diese grauenvollen Dinge ereigneten sich nachweislich in der ersten Hälfte des Januars 1569.

Seitdem ist viel geschehen, was die schreckliche Episode auf der kleinen Insel Inishkeere, wo Thuerlaen die Hexe Kiuna Macgullyghosh umgebracht hat und von ihr verflucht wurde, vergessen machte.

Mehr als vier Jahrhunderte später sollten die Ereignisse mit einem Schlag wieder lebendig werden…

*

London.

Es war ein Freitag im September.

Trotz der schon herrschenden Kälte, begannen die Händler auch an diesem Freitag schon in der Morgendämmerung ihre Tische und Stände auf dem New Caledonien Market aufzuschlagen.

Hier war der Welt größter Antiquitätenmarkt. Hier wurden Kunst und Kitsch, Plunder und auch echte Antiquitäten angeboten, und manch einer, der sich die Mühe machte, die schmalen Straßen zwischen den klapprigen Tischen und Ständen entlangzugehen, konnte Glück haben und etwas Brauchbares billig erstehen. Ebensogut aber konnte er auch das Pech haben und einen wertlosen Plunder für teures Geld einhandeln.

Es kam ganz darauf an, wieviel Wissen, Kenntnisse, und vor allen Dingen auch Geduld man mitbrachte, um ein Stück, das man gerne besitzen wollte, auch zu einem reellen Preis zu erhalten.

Lawrence Clearwater war ein Mann von der Sorte, der alle Voraussetzungen mitbrachte, um garantiert aus dem Einkauf auf dem New Caledonien Market ein Geschäft zu machen. Er kam als Käufer. Regelmäßig seit zehn Jahren und das dreimal im Jahr. Rund alle vier Monate machte er die Reise von Calway in Irland nach London in England.

Er hatte selbst ein Geschäft, kaufte billig ein und kannte die Kunden, die es ihm wieder teuer abkauften.

Hier auf dem New Caledonien Market kannte er fast jeden Händler, und der fünfundfünfzigjährige Clearwater war beliebt und gefürchtet. Seine Preisschlachten waren bekannt. Er bekam die Ware stets für den Preis, den er für richtig hielt.

Der Antiquitätenhändler war schwer herzleidend und eigentlich waren die Anstrengungen der Reise zuviel für ihn.

Clearwater kaufte einen ganzen Koffer voll alter Post- und Ansichtskarten. Es gab einen Kunden, der so etwas suchte. Für alte Bilder und kleine originelle Gegenstände zeigte er ebenfalls Interesse.

Clearwater unterhielt sich mit Berry Brown, einem Händler, der sich auf handgearbeitete Schmuckstücke aus dem letzten Jahrhundert verlegt hatte und schon wirklich hervorragende Stücke geliefert hatte.

Sie sprachen von der alten Zeit, und Clearwater meinte, daß dies wohl seine letzte Reise sein würde.

»Die Pumpe macht nicht mehr mit«, sagte er mit leiser Stimme. »Es geht abwärts, Berry.« Er fummelte in der zerknitterten Zigarettenschachtel herum und steckte sich ein Stäbchen zwischen die Lippen, nachdem er auch Brown eine Zigarette angeboten hatte. »Im Leben zuviel getrunken, zuviel geraucht und zuviel geliebt. Jetzt werden wir zur Kasse gebeten.« Er versuchte zu lächeln. Aber es blieb bei einem armseligen Versuch. »Weißt du, Berry…« begann er,

unterbrach sich aber sofort wieder. Seine Augen wurden plötzlich zu schmalen Schlitzen, seine Hände fingen leicht an zu zittern, als liefe ein elektrischer Strom durch seinen Körper.

Berry Brown schluckte. »Ist dir nicht gut? Willst du dich setzen?«

»Nein, nein, es ist nichts. Sieh dir das an, das Mädchen dort drüben, Berry!«

Brown wandte den Kopf und blickte in die angegebene Richtung.

»Das Mädchen, Berry!«

Er sah sie auch. Brown schüttelte den Kopf und wußte nichts damit anzufangen. »Reiß dich zusammen, alter Junge. Denk an deine Pumpe! Das ist nichts mehr für unsereiner. Zu anstrengend.«

Sie stand nur knapp fünf Meter von ihnen entfernt, groß, schlank, langbeinig. Das lange flammend rote Haar rahmte ein schmales, ausdrucksvolles Gesicht ein. Sie hatte grüne Augen.

»'ne Wucht, Lawrence.« Berry Brown strahlte.

Die schöne Unbekannte legte das alte Buch, in dem sie geblättert hatte, auf den Stapel zurück und näherte sich dem Stand von Berry Brown.

Sie lächelte grüßend und betrachtete sich verschiedene Broschen und Anstecknadeln, Ketten und schwere Ringe.

»Gefällt er Ihnen?« fragte Lawrence Clearwater und trat einen halben Schritt nach vorn.

Die junge Unbekannte blickte ihn lächelnd an und drehte den apart geformten Ring zwischen ihren Fingern. »Ja, sehr«, murmelte sie.

»Ich werde Ihnen diesen Ring schenken.«

»Aber, Sir, ich weiß nicht, ich…«

»Entschuldigen Sie. Sie erinnern mich an jemanden. Nehmen Sie das bitte als den einzigen Grund, den ich Ihnen angeben kann. Bitte, würden Sie mir Ihren Namen sagen?«

»Ich heiße Nyreen. Nyreen Matobish.«

»Nyreen Matobish«, murmelte Clearwater und lauschte dem Klang des Namens nach wie einem Echo.

»Wo sind Sie geboren, Nyreen? Sie kommen aus Irland, das sieht man auf den ersten Blick.«

»Stimmt. Aus Donegal. Und wo kommen Sie her?«

Auch er war sofort als Ire erkannt worden.

»Aus Galway. Dort bin ich geboren, und dort werde ich auch sterben.« Er warf seine Zigarette zu Boden und zertrat sie. »Ich bin weder ein Mädchenhändler, noch bin ich verrückt«, fuhr er fort, und seine Stimme sank zu einem Flüstern herab. »Was ich Ihnen jetzt zu sagen habe, wird Sie überraschen. Es wird Ihnen wahrscheinlich nie wieder ein solches Angebot gemacht werden.«

Obwohl Clearwater sehr leise sprach, verstand auch Berry Brown jedes Wort.

»Ich bin alleinstehend. Ich möchte Sie als Erbin meines nicht unbedeutenden Vermögens einsetzen, Miss Matobish.«

*

Es war die alte Pygmalion-Geschichte, die sich täglich in neuen Variationen wiederholte: älterer, reicher Mann trifft armes, unschuldiges Mädchen, macht sie zur Dame und hinterläßt ihr dann sein Vermögen.

Die Begegnung zwischen Lawrence Clearwater, der glaubte, nicht mehr lange zu leben, und der jungen, charmanten ausgesprochen hübschen Nyreen Matobish entwickelte sich – fast – in dieser Form.

Nach der ersten Begegnung in London folgten weitere in Galway.

Nyreen war alleinstehend. Zum Zeitpunkt ihrer Bekanntschaft war sie zweiundzwanzig Jahre alt und arbeitete als Verkäuferin in einem großen Modegeschäft in der Oxford Street. Es fiel ihr nicht schwer, dem Ruf Clearwaters zu folgen und in seine Dienste zu treten.

In dem gut geführten Antiquitätengeschäft sollte sie von nun an Clearwaters Platz einnehmen. Sie sollte die Kunden beraten und ihnen Auskunft geben. Lawrence Clearwater machte sie mit allen notwendigen Kenntnissen vertraut, die sie haben mußte, um kritischen Fragen standhalten zu können.

Nyreen lernte schnell. Sie verfügte über eine gute Auffassungsgabe und brachte eine natürliche Liebe zu den Dingen mit, die sie von nun an verkaufen sollte.

Die Anwesenheit von Nyreen Matobish sorgte für Gesprächsstoff in der Nachbarschaft und im Verwandtenkreis des Antiquitätenhändlers.

Man redete über Lawrence Clearwater und Nyreen Matobish. Es hieß, daß der Alte nicht mehr alle Tassen im Schrank und in seinen Jahren einen zweiten Frühling entdeckt hätte.

Das fremde Mädchen fiel auf wegen seiner Jugend und Schönheit. Man munkelte von delikaten Bettgeschichten.

Sowohl Nyreen als auch Clearwater blieb das nicht unbekannt. Aber beide störten sich nicht daran.

Nyreen Matobish erfüllte ihre Arbeit, und Clearwater lebte an ihrer Seite merklich auf.

Genau drei Wochen nach ihrer ersten Begegnung jedoch geschah es.

Clearwater erlitt einen Schwächeanfall.

Nyreen und ein Kunde, der zufällig im Laden anwesend war, schafften den Antiquitätenhändler nach hinten, betteten ihn vorsichtig auf die Couch. Nyreen rief den Arzt an.

In der Zeit bis zum Eintreffen des Doktors kam Lawrence Clearwater nochmals zu sich.

Nyreen saß neben ihm, hielt seine Hand und tupfte den kalten Schweiß von seiner Stirn.

Clearwater lächelte. Sein Gesicht war bleich, seine Augen glänzten fiebrig. »Danke, Nyreen«, sagte er leise.

Sie blickte ihn besorgt an. »Nicht reden«, wisperte sie. »Schone dich! Der Arzt wird gleich da sein.«

»Ich brauche… keinen Arzt mehr, Nyreen. Der kann mir nicht mehr helfen…« Sein Gesicht verzog sich, als litte er plötzlich unter Schmerzen. Sein Puls war kaum noch zu fühlen. »Es geht zu Ende. Es war schön… daß ich dich noch kennengelernt habe…«

»Ich danke dir für das Glück, das du mir geschenkt hast«, murmelte Nyreen. In ihren Augen perlten Tränen. »Du warst der erste Mensch, der sich wirklich um mich gekümmert hat. Nun werden die Leute erst recht anfangen zu reden.«

»Laß… sie reden…« Er war kaum noch zu verstehen. Es ging zu Ende. Nyreen mußte sich tief herabbeugen, um überhaupt noch etwas wahrzunehmen. »Die Menschen sind nun mal so… aber die gehen mich nichts… an… nur was ich für richtig halte, ist maßgebend für das… was ich getan habe.« Ein Lächeln stahl sich auf seine schmalen, blutleeren Lippen, als sähe er bereits die dummen Gesichter derjenigen vor sich, die sich die Erbschaft sicherlich anders vorstellten. »Und denk immer daran: Laß dich auf keinen Fall beirren. Leb wohl!«

Er schien seinen letzten Atemzug berechnet zu haben. Seine Augen brachen.

Lawrence Clearwater starb in den Armen Nyreen Matobishs. Der kurz darauf eintreffende Arzt konnte nur noch den Tod feststellen.

*

Sie kümmerte sich um den bürokratischen Kram, der nach dem Tod anfiel.

Am Abend des Todestages bereits meldete sich am Telefon MacCarthy, der Anwalt, der mit der Erbschaftsangelegenheit Clearwaters betraut war.

John MacCarthy teilte Nyreen Matobish mit, daß er sie einen Tag nach der Beisetzung gern in seinem Büro gesehen hätte. »An diesem Tag wird die Testamentseröffnung sein.«

Nyreen Matobish war verwundert. »Aber das ist ungewöhnlich. So bald nach der Beerdigung schon?«

»Mister Clearwater hat dies ausdrücklich gewünscht, Miss Matobish. Er hat ein vollkommen neues Testament hinterlegt. Bei der Testamentseröffnung werden alle Erbberechtigten anwesend sein.«

»Dann werde ich mich ja auf etwas gefaßt machen können«,

murmelte Nyreen Matobish. »Die ganze Verwandtschaft wird über mich herfallen. Wie immer die Verlesung auch ausfallen mag, Sir, sagen Sie: Ist das Testament anfechtbar?«

»Was immer auch drin stehen mag, Miss Matobish, Sie können ganz beruhigt sein. Ich habe Mister Clearwater mit Rat und Tat zur Seite gestanden. Das Testament ist durch nichts zu erschüttern.«

John MacCarthy verabschiedete sich, wünschte Nyreen alles Gute und legte dann auf.

Die Beisetzung fand im kleinsten Kreis statt.

Nyreen Matobish wirkte in dem einfachen schwarzen Kleid hübsch und verführerisch. Dieses anziehende Geschöpf hätte man in einen Sack kleiden können, und nichts von seiner Ausstrahlung wäre verlorengegangen.

Sie trug das flammend rote Haar offen. Ihre grünen Augen wirkten in dem blassen, makellos reinen Gesicht wie Smaragde.

Bei der Beisetzung waren offiziell eine Schwester des Verstorbenen und deren Mann, eine entfernte Tante, die aus Cork angereist war, und ein junger Mann Mitte zwanzig, der Ähnlichkeit mit dem Toten hatte.

Nyreen ertappte sich dabei, daß sie die einfache Grabrede des Pfarrers so gut wie nicht verfolgte, weil sie die Menschen beobachtete und ihren Gedanken nachhing.

Sie fand es merkwürdig, daß sie hier am Grab eines fremden Mannes stand, den sie vor drei Wochen noch nicht einmal gekannt hatte. Und nun vergoß sie Tränen um ihn.

Dieser Mann hatte ihr versprochen, ihr Leben von Grund auf zu verändern. Durch sein Vermögen sollte sie einen Start ins Leben bekommen, wie er nur wenigen jungen Menschen vergönnt war.

Sie bemerkte, daß der junge Mann, der in der vordersten Reihe der Totenkapelle gesessen hatte, sie aus den Augenwinkeln heraus musterte.

Der Sarg wurde in die Erde versenkt. Nyreen Matobish zwang sich zur Aufmerksamkeit. Sie ertappte sich dabei, daß sie immer wieder die nähere Umgebung und die Reaktionen der Menschen beobachtete, die sich dem Trauerzug angeschlossen hatten.

Ein paar alte Bekannte des Verstorbenen waren darunter, die es sich nicht nehmen hatten lassen, ihn auf seinem letzten Gang zu begleiten. Doch es waren nicht alle gekommen. Viele hatten dem Toten nicht verzeihen können, daß er in den letzten Wochen vor seinem Tod die Fremde zu sich genommen hatte.

Das bewies, daß sie Clearwater niemals richtig kennengelernt hatten.

Er war in Wirklichkeit ein Außenseiter, ein Mensch, der das tat, was er für richtig hielt, ohne sich um die Meinung der Umwelt zu

kümmern.

Wie in Trance erlebte Nyreen Matobish den Augenblick, als sie auf den Sandhügel zuging, nach der kleinen Schaufel griff, um Erde in die Gruft zu werfen.

Nyreen spürte die Blicke, die wie Feuer auf ihrem Rücken brannten, die Blicke auch der Neugierigen, die hinter den uralten Weiden und verwitterten Grabsteinen standen und Zeuge der bescheidenen Beisetzung wurden, die jedoch nicht näher kamen, als würden sie es für unter ihrer Würde finden, mit der angeblich Geliebten Lawrence Clearwaters auf gleicher Höhe zu stehen.

Im Körper Nyreens kribbelte es. Ihr wurde bewußt, was ihr Gönner gemeint hatte, als er sagte, daß sie sich nicht beirren lassen sollte.

Dazu mußte man sich eine Hornhaut auf der Seele zulegen. Und die hatte Nyreen nicht.

Sie zuckte zusammen, als ein Schatten plötzlich neben ihr aufwuchs.

»Hat Ihnen wirklich soviel an ihm gelegen?« fragt eine unbekannte Stimme. »Ich kann verstehen, daß man über gewisse Dinge nachdenkt, wenn man so vor einem offenen Grab steht. Aber wenn man das bei einem Fremden tut… ist dabei nicht ein bißchen Heuchelei?«

Nyreen Matobish warf den Kopf herum. Sie starrte den jungen Mann an.

»Ich bin Lawrence Clearwaters Sohn«, stellte er sich kurzangebunden vor.

Ihr fiel die Schaufel aus der Hand. Charles Clearwater bückte sich rasch und hob sie auf, bevor sie in das offene Grab rutschte.

»Sein Sohn?« stammelte Nyreen Matobish. Sie verlor völlig die Fassung. »Aber ich habe nicht gewußt… ich habe gedacht, er hat keine Angehörigen.«

*

Auf dem Weg vom Grab ging Nyreen Matobish neben Charles Clearwater her.

Mr. und Mrs. Fieldshere verließen sofort nach der Bestattung das Grab. Schwester und Schwager des Bestatteten hatten beide kein Interesse, auch nur ein Wort mit Nyreen Matobish zu wechseln.

Auch Charles Clearwater hatte kein großes Interesse daran. Nach dem peinlichen Zwischenfall am Grab hatte Nyreen auf einer Aussprache bestanden.

Charles Clearwater war ein seltsamer Mensch. Man kam ihm schwerlich näher.

Trotz seiner Jugend schien er einiges durchgemacht zu haben.

»Wenn ich natürlich gewußt hätte, daß Lawrence Clearwater einen

Sohn hat, würde ich natürlich Ihnen den Vortritt gelassen haben…«

Er winkte ab. »Ist mir eigentlich egal, Miss. Ich wollte die Sache nur schnell hinter mich bringen. Halte nichts von falscher Pietät, wissen Sie. Mir lag nichts an dem Alten. Als ich von seinem Tod hörte, habe ich mir überlegt ob ich zur Beerdigung kommen soll oder nicht. Wir hatten uns auseinandergelebt. Ich bin erst seit rund sechs Wochen wieder auf der Insel. Bis dahin habe ich auf einem Kohlendampfer geschuftet. Keine schöne Arbeit. Außer den Ausflügen an Land. Singapur, Hongkong – aber was soll ich Ihnen das alles erzählen. Es war ein Zufall, daß ich im Lande war. Da bin ich eben gekommen.«

»War es wirklich so schlimm?«

»Wir waren wie Hund und Katze. Wir konnten uns nicht ausstehen.« Er blieb stehen und zog eine Zigarettenschachtel aus dem Jackett und bot Nyreen eine an.

»Jetzt nicht, danke«, lehnte sie ab.

Er zuckte die Achseln, schnippte sich ein Stäbchen zwischen die Lippen und flammte es an. »Hab gehört, daß bereits übermorgen das Testament verlesen werden soll. Ob ich komme, weiß ich nicht. MacCarthy hat mich unterrichtet, aber ich weiß nicht… na ja, mal sehen. Viel wird sowieso nicht drin sein. Zweifle daran, ob der Alte mir überhaupt ’nen Penny hinterlassen hat. Sie sollen ja in der letzten Zeit seine große Liebe gewesen sein.«

»Das ist nicht wahr.«

»Na, na, Miss!«

Er hatte eine Art an sich, die sie nicht mochte. Er benahm sich betont ungehobelt und ungebildet.

Während sie die Allee entlanggingen, konnte Nyreen dem Sohn von Lawrence Clearwater noch einige persönliche Geständnisse abringen, die speziell das Vater-Sohn-Verhältnis betrafen. Die Irin verstand nicht, warum Lawrence Clearwater ihr das Vorhandensein eines Sohnes verschwiegen hatte.

Da stimmte doch etwas nicht.

Tauchte da einfach jemand auf der Clearwater ähnlich sah und dem Alter nach sein Sohn sein konnte, und behauptete einfach Clearwaters Sohn zu sein. Sie mußte auf der Hut sein. Auf jeden Fall würde sie darauf bestehen, daß der angebliche Charles Clearwater seine Identität zweifelsfrei nachwies.

Sie machte ihm den Vorschlag mit ihr in Clearwaters Haus zu kommen. Aber davon wollte Charles Clearwater nichts wissen.

Am Friedhofstor verabschiedeten sie sich. Nyreen Matobish sah der breitschultrigen Gestalt nach, die um die nächste Straßenecke verschwand, ohne sich noch einmal umzusehen.

Die Irin kehrte in das leere Haus zurück. Die beiden nächsten Tage nahm sie sich die Zeit, das ganze Haus auf den Kopf zu stellen, nach

persönlichen Dingen wie Tagebücher, Bilder oder Fotoalben zu suchen.

Es gab nichts. Es schien, als hätte auch Lawrence Clearwater von einem bestimmten Punkt an unter sein Leben einen Strich gemacht.

Clearwater hatte nie über seine Familie gesprochen. Aber das hatte Nyreen nicht weiter tragisch gefunden. Schließlich war sie von dem Gedanken ausgegangen, daß er keine Familie hatte.

Nyreen Matobish stellte sich auf einige Überraschungen ein.

Sie konnte es kaum erwarten, bis es zur Testamentseröffnung kam.

Sie war die erste, die sich am vorbestimmten Tag im Büro von John MacCarthy einfand.

Nyreen Matobish ging in dem kleinen Vorraum auf und ab.

Die Zeit tropfte dahin.

Dann trafen Mrs. und Mr. Fieldshere ein. Sie würdigten die rothaarige Schönheit keines Blickes. Ihrer Meinung nach hatte sie sich Lawrences Vertrauen erschlichen, um das nicht unbedeutende Vermögen in ihren Besitz zu bringen.

Mrs. Jeanny Fieldshere mied den Blick der rothaarigen Fremden. Für sie war Nyreen Matobish nichts anderes als eine Erbschleicherin.

Kurz vor der vereinbarten Zeit kam auch Charles Clearwater. Sein Gesicht war etwas gerötet, er bewegte sich unsicher, und seine Augen schimmerten wäßrig. Er hatte getrunken.

Er murmelte einen flüchtigen Gruß, setzte sich dann demonstrativ in die hinterste Ecke und blickte gelangweilt vor sich hin.

Endlich war es soweit.

Sie wurden in MacCarthys Büro gerufen.

MacCarthy war ein kleiner Mann mit schütterem grauen Haar. Hinter einer randlosen Brille glitzerten kleine flinke Augen.

Er begrüßte jeden einzelnen mit Handschlag. Vor sich auf dem gewachsten Tisch lag eine Mappe, die er theatralisch aufschlug. Er nahm einen verschlossenen Umschlag heraus, stellte fest, daß der Verschluß unversehrt war, fertigte eine Niederschrift darüber an und löste dann das Siegel.

Interessiert blickte er in die Runde, als er den engbeschriebenen Bogen herauszog und auseinanderfaltete.

»Ich habe die vornehme Aufgabe, den letzten Willen des Verstorbenen kundzutun. Es war sein Wunsch, daß zwei Tage nach der Beisetzung der sterblichen Hülle die folgenden namentlich aufgeführten Personen hier erscheinen sollten.« Er hatte eine ruhige Stimme. Einen nach dem andern rief er auf. Es waren alle gekommen. MacCarthy fuhr fort: »Ich verlese wörtlich den Text des Briefes, den mir Mister Clearwater mit Datum vom 14. des Monats überbrachte und hier hinterlegte.« Er räusperte sich, nahm eine würdevolle Haltung ein und las: »Meine liebe Nyreen, liebe Jeanny, lieber Bryan

und auch du mein lieber Charles. Wenn Mister MacCarthy euch diesen Brief vorliest, bin ich bereits seit zwei Tagen unter der Erde. Keiner wird mir eine Träne nachweinen, außer Nyreen vielleicht, die ich in kürzester Zeit sehr liebgewonnen habe. Bei ihr muß ich mich nachträglich und auf diesem Wege entschuldigen. Sie wußte nicht, daß ich einen Sohn habe. Ich habe es ihr absichtlich verschwiegen. Aber ich kann von hier aus nicht mehr überprüfen, ob Charles zum Termin überhaupt erscheinen wird. Ich weiß allerdings, daß er seit geraumer Zeit in England ist und derzeit nicht zur See fährt. Vielleicht dauert es bei mir nicht mehr allzulange, und er wird doch bei der Testamentseröffnung anwesend sein können. Da er mit meiner Schwester in Verbindung steht, ist anzunehmen, daß er über den Verlauf der Dinge unterrichtet ist. Ich will euch nicht auf die Folter spannen. Ich habe entschieden, Nyreen Matobish als Haupterbin einzusetzen. Achtzig Prozent meines in Galway festgelegten Vermögens in meinem Geschäft, meinem Haus und in meinen Aktien werden ihr überschrieben, daran führt kein Weg vorbei. Bevor ihr murrt, sei euch gesagt, daß ich außerdem einen Besitz auf der Insel Inishkeere habe, der einen Wert von einer Million Pfund Sterling darstellt. Dieser Besitz soll in drei gleiche Teile unter den Erbberechtigten verteilt werden. Ein Drittel Nyreen, ein Drittel Charles, ein Drittel meine Schwester Jeanny und ihr Mann Bryan. Sollt einer die Erbschaft nicht annehmen wollen oder nicht können, dann wird dessen Teil auf die anderen übertragen. Die Erbschaft auf Inishkeere ist nur an Ort und Stelle selbst anzutreten. Ich bevollmächtige hiermit meinen Anwalt, Herrn John MacCarthy, das in allen Einzelheiten verfaßte Testament an Ort und Stelle auf Inishkeere zu öffnen und zu verlesen.«

»Er war verrückt«, stieß Charles Clearwater hervor, als MacCarthy eine kurze Pause einlegte. »Kein normaler Mensch käme auf die Idee, an eine Erbschaft solche Bedingungen zu knüpfen.«

»Sagen Sie das nicht, junger Freund«, entgegnete John MacCarthy schnell. »Ich habe schon Testamentseröffnungen mit ganz anderen Bedingungen erlebt. Ihr Herr Vater hat diesem Testament ein ärztliches Attest eines Spezialisten aus Limerick beigelegt, wonach er bei der Abfassung des Testaments im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte gewesen ist. Sie können natürlich auch verzichten. In diesem Falle wären das runde 300.000 Pfund.«

Charles Clearwater preßte die Lippen zusammen. »'ne Menge Geld«, murmelte er. »Soll einer draus klug werden, wie der Alte das alles zusammengescheffelt hat. Hätte ich ihm niemals zugetraut. Was man aus Plunder doch für Geld machen kann, was?«

Er blickte sich in der Runde um, als erheische er Beifall.

John MacCarthy fuhr damit fort, das Testament zu verlesen. Es

folgte eine genaue Aufstellung des Inventars und Vermögens. In Galway waren das rund sechzigtausend Pfund.

Die Hauptwerte schien Clearwater auf Inishkeere untergebracht zu haben.

Es gab einen Passus im Testament, wonach das Erbe nur auf Inishkeere anzutreten war. John MacCarthy wurden in diesem Passus 500 Pfund Sonderhonorar für seine ungewöhnlichen Bemühungen zugestanden.

Lawrence Clearwater schien großen Wert darauf zu legen, die Erbberechtigten auf die Insel zu bekommen. Er deutete in seinem Testament an, daß dort für alle Beteiligten eine wichtige Nachricht vorläge.

»Was ist das für ein Haus auf Inishkeere?« wollte Nyreen Matobish wissen.

»Der Verstorbene bezeichnet es hier in seinem Testament näher. Auf der Insel sei es als das ›Macgullyghosh-House‹, bekannt.«

Nyreen Matobishs Augen verengten sich zu schmalen Schlitzen. »Macgullyghosh-House?« murmelte sie und lauschte den Worten nach.

»Kennen Sie es etwa? Sind Sie schon einmal auf der Insel gewesen?« fragte John MacCarthy.

»Nein, ich weiß nicht… ich glaube nein«, sagte sie dann schnell. »Nur der Name Macgullyghosh kommt mir irgendwie bekannt vor.«

Der Anwalt lachte. »Klingt fast wie Matobish, wie?«

Nyreen sah ihn mit einem merkwürdigen Blick an.

*

Björn Hellmark schlug die Augen auf. Er war sofort hellwach.

Der junge Deutsche lag in der Schlafkoje seiner Hochseejacht »Seejungfrau«. Die Jacht war eine Sonderanfertigung eines italienischen Bootsfabrikanten. Mit einem Treibstoffvorrat für 30 Stunden und einer Reichweite von mehreren hundert Seemeilen gehörte diese Jacht zu den Spitzenprodukten des Herstellers.

Seit fünf Stunden lag die Jacht vor Anker. Björn Hellmark befand sich nur noch rund eine halbe Seemeile von der Stelle entfernt, wo das Forschungsschiff »Delphin« mitten im Atlantischen Ozean rund 100 Seemeilen von der irischen Westküste entfernt lag.

Björn Hellmark hatte eine Botschaft empfangen. Al Nafuur, der geheimnisvolle Zauberpriester aus dem Lande Xantilon, hatte sich wieder bemerkbar gemacht. Hellmark vernahm des öfteren die Stimme jenes rätselhaften Mannes, der erstmals nach seinem beinahe tödlichen Unfall in sein Bewußtsein und damit in sein Leben getreten war und es von Grund auf verändert hatte.

Al Nafuur hatte ihn gebeten, dieses Gebiet aufzusuchen. Auf der

»Delphin« ginge etwas nicht mit rechten Dingen zu. Björn Hellmark, der Al Nafuur sein Leben zu verdanken hatte, verpflichtete sich seinerzeit, dieser inneren Stimme zu gehorchen. Er fühlte, daß er Al Nafuur vertrauen konnte, daß dieser Mann mit einer bestimmten Absicht in sein Leben getreten war.

»Sie werden in ihr eigenes Unglück rennen«, wisperte es in seinem Hirn. »Es ist nicht gut, wenn sie weitere Tauchversuche machen. Sie werden die Goldladung, die sie zu finden glauben, niemals an dieser Stelle aufspüren. Statt dessen besteht die Gefahr, daß sie ihr Leben aufs Spiel setzen und außerdem einen Zipfel des Geheimnisses um Xantilon lüften, das zu diesem Zeitpunkt niemals in der Öffentlichkeit bekannt werden darf. Sie werden die abgebrochene Nordspitze Xantilons finden«, sagte die Stimme des Unsichtbaren. Niemand außer ihm hörte diese Stimme.

Björn Hellmark war nicht allein auf der »Seejungfrau«. In der Kabine nebenan schlief Carminia Brado, seine treue Begleiterin. Die Brasilianerin kannte die Vorgänge um die Person Björn Hellmarks, doch auch sie war nur mit den vordergründigen Ereignissen vertraut geworden. Nichts wußte sie über die Tatsache, daß Björn Kontakt mit einem gewissen Al Nafuur hatte, der zur Zeit, als Atlantis noch in vollster Blüte gestanden hatte, mit seinem Volk auf der sagenumwobenen Insel Xantilon lebte und dort das Geheimnis einer Unsterblichkeit entdeckte, die den Geist und die Seele, nicht aber den Körper überdauern ließ.

Zu phantastisch, zu unwirklich und ungeheuerlich wären diese Dinge Außenstehenden vorgekommen, als daß Heilmark es hätte riskieren können, darüber öffentlich zu sprechen.

Das Geheimnis seines Lebens und seiner Person ging ihn ganz alleine etwas an.

Er war normal. Aber er war anders.

Die Wetterverhältnisse vom vergangenen Abend hatten sich über Nacht etwas gebessert. Es war noch drei Stunden bis zum Hellwerden.

Von dem Fenster seiner Kabine aus sah Björn Hellmark die Positionslichter der »Delphin«.

In der Dunkelheit war nicht zu erkennen, ob in diesem Moment etwas an Bord vorging. Doch es war anzunehmen, daß die Männer um Alex Rathly die verbesserte Wettersituation ausnutzten und einen neuen Tauchversuch unternahmen, ehe das Wetter wieder schlechter wurde.

Man erwartete sich einiges an Bord der »Delphin«. Doch es würde ein böses Erwachen geben, wenn man erst einmal erkannte, daß man nicht das fand, was man suchte.

Björn Hellmark reckte seinen athletischen, braungebrannten Körper. Die Muskeln spielten unter der Haut. Nichts mehr war von der

Narbe zu sehen, die wochenlang nach der Herzoperation sichtbar gewesen war. Die Hautoberfläche war fugenlos glatt. Der Heilprozeß grenzte ans Wunderbare. Auch Hellmark wußte keine Erklärung dafür. Er war zum Schützling übernatürlicher Kräfte geworden. Etwas ging in ihm und mit ihm vor. Und manchmal hatte er das Gefühl, nicht hierher zu gehören. Diese Welt kam ihm fremd vor. Er ertappte sich hin und wieder dabei, daß er Zweifel daran hegte, ein Mensch zu sein.

War er ein Mensch?

Er war hier geboren worden, hatte irdische Eltern und Freunde. Er liebte diese Welt, so wie sie war. Und doch, in der tiefsten Tiefe seiner Seele glaubte er zu spüren, daß sein Platz irgendwo anders sei.

Er fand keinen eigentlichen Sinn darin, Al Nafuurs Bitte zu erfüllen, und die Männer auf der »Delphin« davon zu überzeugen, daß sie ihre Suche hier in diesem Bezirk abstellen sollten. Und doch gehorchte er. Eine Stimme in ihm sagte, daß Al Nafuur recht und seine Gründe hatte, die Suche hier zu verhindern. Die Nordspitze der versunkenen Insel, auf der Al Nafuur einmal gelebt hatte, barg ein Geheimnis, das nicht in Menschenhände fallen durfte.

Hellmark verließ seine Schlafkabine.

Auf Zehenspitzen ging er auf das Sonnendeck. Die Nacht war kalt. Ein eisiger Wind kräuselte die schwarze Oberfläche der See.

Hellmark blieb einen Augenblick lauschend stehen. Er vergewisserte sich, ob ihn auch niemand sonst auf der Jacht gehört hatte. Sowohl in der Kabine von Carminia blieb es still als auch in der von Sophokles. Der junge Grieche hatte eigentlich einen ganz anderen Namen, aber der war so unaussprechlich, daß Hellmark ihn einfach Sophokles nannte. Er hielt die Jacht instand, wartete und steuerte sie auch oft. Für Sophokles war sein junger Herr ein reicher Nichtstuer, der in der Welt herumreiste, das Abenteuer und die Abwechslung suchte.

Hellmark rieb sich dick mit einem speziellen Öl ein, das als dicke Schicht auf seinem Körper haften blieb. Der Deutsche warf einen Blick zur sanft auf der leicht bewegten See schaukelnden »Delphin« hinüber, ließ sich dann in das eisige Wasser gleiten und stieß mit kräftigen Schwimmstößen von der »Seejungfrau« ab.

Mit kräftigen, ausdauernden Schwimmstößen näherte er sich der »Delphin«.

Ihre Lichter spiegelten sich in der schwarzen See.

Hellmark atmete tief und gleichmäßig.

Vor sich in der Dunkelheit hörte er Geräusche.

Etwas ging auf dem Schiff vor. Al Nafuur hatte sich nicht umsonst nochmals in der Nacht gemeldet. Er, Hellmark, hatte den Plan ganz anders ausführen wollen. Mit Beginn des Tages beabsichtigte er, Anker zu lichten und dem Expeditionsleiter Rathly einen offiziellen Besuch

abzustatten.

Doch daraus wurde nun nichts.

Er schwamm um das Schiff herum.

Ein Einmann-Bathyskaph schaukelte drei Meter vom Heck entfernt in der See.

Die Kuppel war schwach beleuchtet. Deutlich sah Björn die silhouettenhaften Umrisse des Mannes, der hinter der Instrumententafel hockte. Er machte ein Zeichen mit der Hand, schien irgend jemandem, der an der Reling stand, damit ein Signal zu geben, das soviel wie 'alles okay' bedeutete.

Der Bathyskaph sank. Gurgelnd schlug das schwarze Wasser über ihm zusammen.

»Sonny ist weg«, vernahm Hellmark eine rauhe Stimme. Jemand hustete, spuckte in das Wasser. »Hoffentlich hat der mehr Glück.«

»Wir sind dicht vorm Ziel«, antwortete eine zweite Stimme. Hart und unpersönlich, eine Stimme, die zu befehlen verstand. »Ich bin froh, daß das Wetter aufklart. Scheint aber nicht lange vorzuhalten. Wir müssen jede Minute ausnutzen. Nach dem Wetterbericht soll sich das ganz schnell wieder ändern.«

Lautlos wie eine Schlange glitt Hellmark durch das Wasser. Die dicke Ölschicht schützte ihn vor Kälte.

Er starrte hinauf zur Reling, sah die beiden Männer, die dicke Pullover trugen und von den Positionslampen hell angestrahlt wurden.

Der eine trug einen Vollbart. Es war der, welcher zuletzt gesprochen hatte.

Er zog an seiner Zigarette, und deutlich erkannte der nächtliche Schwimmer die aufglimmende Glut. Der Bärtige warf die Kippe in das Wasser. Sie verfehlte den Deutschen nur um Haaresbreite.

»Wollen wir noch mal nach Rathly sehen«, sagte der Bärtige. »Wir haben jetzt zwei Bathyskaphen unten. Da wird er Augen machen. Wir müssen uns den Burschen noch mal vorknöpfen. Der weiß mehr, als er zugibt. Und ich sage dir, Fred: Rathly wollte das Geschäft alleine machen. Als er gefunden hatte was er suchte, glaubte er, uns abhängen zu können. Ich nehm ihn noch mal in die Zange.«

Die beiden Männer verschwanden.

Björn Hellmark ließ zwei Minuten verstreichen, dann riskierte er es, über die Ankerkette auf die »Delphin« zu klettern.

Vorsichtig spähte er über die Reling, zog sich dann blitzschnell darüber hinweg, duckte sich und suchte sofort Schutz im tiefen Schatten, wo der Schein der Positionslichter ihn nicht mehr erreichte.

Geduckt schlich Björn über das Deck.

Der Eingang zu den Kabinen war hellerleuchtet.

Hellmark warf einen Blick zur Brücke hinauf. Licht brannte auch im Funkraum. Die beiden getauchten Bathyskaphen wurden von hier

aus überwacht.

Der nächtliche Besucher huschte über das Deck, erreichte den Aufgang, spähte nach unten und stieg dann über die schmalen Treppen in die Tiefe.

Die Sinne des Eindringlings waren zum Zerreißen gespannt. Man durfte ihn auf keinen Fall hier auf dem Schiff entdecken. Es mußte ihm gelingen, näheres über den Stand der Forschungen in Erfahrung zu bringen, und dann mußte er unbedingt mit Alex Rathly Kontakt aufnehmen und ihn von der Gefahr für das Unternehmen überzeugen.

Doch in der Zwischenzeit war schon einiges geschehen. Die Worte des Bärtigen hatten sich ihm eingeprägt. Rathly mußte in der Hand von Meuterern sein. Die Besatzung glaubte offensichtlich, von ihm übers Ohr gehauen zu werden.

Hatte Alex Rathly in Wirklichkeit etwas entdeckt, was ihn erschrocken hatte?

Hellmark schlich durch den langen Gang. Er näherte sich der Tür, hinter der er Stimmengemurmel vernahm.

Er lauschte. Deutlich konnte er die Stimmen unterscheiden. Er vernahm die harte Stimme des bärtigen Sprechers von vorhin, der Alex Rathly bedrohte. Er beschuldigte den gefangengehaltenen Expeditionsleiter, in seine eigene Tasche zu arbeiten, die Besatzung um ihren wohlverdienten Anteil zu bringen.

»… was ist wirklich mit Tom passiert, Rathly? Haben Sie ihn umgebracht? Hat das Gold Ihnen den Verstand geraubt?«

»Ich heiße nicht Thomas Brendan«, entgegnete Alex Rathly leise.

Es klatschte, als schlüge man jemand ins Gesicht.

»Auch mit Schlägen bringst du mich nicht so weit, daß ich etwas gegen meine Überzeugung sage, Brendan. Es gibt kein Gold. Laßt euch das gesagt sein!«

»Aber du hattest alles so genau berechnet, hieß es anfangs. Hier soll vor dreihundert Jahren ein spanisches Goldschiff gesunken sein. Du hast wie kein Zweiter die Geschichte der Spanier, Engländer und der Mayas und Azteken studiert, Rathly. Du hast dein ganzes Vermögen in dieses Unternehmen gesteckt, weil du der Überzeugung warst, ein noch größeres Vermögen zu heben. Und jedem von uns hast du ein Zehntel versprochen. Aber davon willst du nun nichts mehr wissen. Du willst das Geschäft allein machen. Zwei Tauchboote sind unten: Sonny und Berry.«

»Ihr seid hirnverbrannte Idioten!« Alex Rathlys Stimme klang wütend. »Du hast sie in den sicheren Tod geschickt.«

Brendan lachte. »Das wird sich herausstellen. Berry und Sonny suchen nach Tom und sie werden uns auch Näheres über das berichten, was geschehen ist, als Tom dich angeblich nach unten rief. Du warst allein im Funkraum, Rathly. Du hattest Kontakt mit

Bathyskaph III. Aber wir werden deiner Erinnerung ein wenig nachhelfen. Häng die Peitsche ab, Fred!«

Als Hellmark das hörte, wurden seine Lippen hart.

Er konnte nicht so tun, als ginge ihn das Ganze nichts an. Drinnen sollte ein Mensch geschlagen und gequält werden.

Er riß die Tür auf und trat ein noch ehe der erste Peitschenschlag verhallt war.

Hellmark starrte in eine dämmrige Kammer, in der ein schwaches, gelbliches Wandlicht glühte.

Auf einer harten Liege lag Alex Rathly. Bleich und mit angstgeweiteten Augen.

Vor ihm stand Thomas Brendan, der bärtige Gegner, die Peitsche in der Hand. Dahinter Fred Horseman, sein Begleiter. Er trug einen knallroten Pullover über den abgewetzten Blue-Jeans.

Man hatte Rathly in einer Rumpelkammer untergebracht. Geräte, Kisten und Kasten waren in einer Ecke aufeinander gestapelt. Die Kammer lag ganz in der Nähe des Maschinenraums. Die Luft hier unten war heiß und stickig.

»Wie kommt denn der hierher?« wunderte Fred Horseman sich. Er kam sofort um die Liege herum.

»Wir haben Besuch bekommen, Rathly.« Die Stimme des Bärtigen klang messerscharf. Er ließ die Peitsche knallen. »Was für ein Osterei haben Sie uns denn da versteckt? Haben Sie noch mehr solcher Überraschungen auf Lager? Ist das einer Ihrer neuen Teilhaber, Rathly?« In diesem Moment schlug er zu.

Thomas Brendan unterschätzte die Reaktionsschnelligkeit Björn Hellmarks.

Der Deutsche griff blitzschnell zu. Die Peitschenschnur wickelte sich um das muskulöse Armgelenk, und Hellmark riß daran.

Der bärtige Brendan kippte nach vorn und ließ los.

Blitzschnell streckte er beide Hände aus, ballte sie zu Fäusten und rammte sie Björn Hellmark in die Magengrube.

Hellmark taumelte zurück. Der Schlag traf ihn nur minimal. Die Bauchdecke Hellmarks war hart wie Stahl.

Brendan war trotz seiner Körperfülle erstaunlich wendig.

Als er merkte, daß sein Schlag nur geringfügige Wirkung hatte, wollte er sofort nachsetzen. Seine Hände rutschten über den mit Öl eingeschmierten Körper, konnten nicht zupacken. Dafür konnte Hellmark um so genauer zugreifen.

Brendan fühlte sich vom Boden hochgehoben und zurückgestoßen. Er knallte gegen die dünne hellgraue Metallwand.

Es klang wie »wufff«, als ihm die Luft aus den Lungen entwich und er voll mit den Schultern aufkam.

Wie ein Wiesel sprang in diesem Augenblick Fred Horseman nach

vorn.

Hellmarks Rechte flog herum und klatschte dem Angreifer wie ein Dreschflegel gegen die Brust. Fred Horseman japste, taumelte zurück, fing sich wieder und wollte den ausgestreckten Arm Björn Hellmarks unterlaufen.

Die Rechte des Deutschen traf zielsicher den berühmten Punkt am Kinn. Horseman verdrehte die Augen, sein langes Haar fiel ihm in die Stirn und verdeckte sein Gesicht, als müsse er sich schämen. Dann ging er am Fußende der harten Liege zu Boden.

»Achtung!« schrie Alex Rathly, der den kurzen Kampf mit glänzenden Augen verfolgt hatte. Doch sein Zuruf kam zu spät.

Thomas Brendan riß eine Eisenstange hoch, die er in einer Ecke gefunden hatte, gerade im Augenblick, als hastige Schritte und eine aufgeregte Stimme im Korridor näher kamen.

»Brendan! Schnell, kommen Sie! Sonny will auftauchen. Er ist völlig durcheinander!« rief draußen der Funker.

Die Stimme lenkte Hellmark zwei Sekunden lang ab.

Und das war sein Pech.

Thomas Brendan schlug mit der Eisenstange gegen Hellmarks Bauchdecke.

Vor Schmerz krümmte sich der Deutsche.

Aber noch war er nicht besiegt. Ruckartig richtete er sich auf.

Da erreichte der Funker die offenstehende Tür, überblickte die Situation und handelte.

Seine flache Hand traf Hellmark ins Genick.

Wie ein Sack kippte der Getroffene um. Brendan, die schwere Eisenstange schon zum zweiten Schlag erhoben, ließ sie sinken.

»Wo kommt der her«, wollte Shaffers wissen. Der Mann aus dem Funkraum begriff die Situation nicht.

»Keine Ahnung«, murmelte Brendan und wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Jedenfalls scheint er kein Freund von uns zu sein. Sieht gerade so aus, als wäre der Kerl von der Jacht herübergeschwommen, die seit heute abend in unserer Nähe liegt und die wir über den Radarschirm geortet haben. Wir vermuteten harmlose Neugierige, reiche Nichtstuer, die eine kleine private Atlantik-Reise vorhaben. Aber offenbar sieht das alles ein bißchen anders aus.«

Fred Horseman erhob sich und rieb sein Kinn.

»Kümmere dich um ihn!« Brendan warf Horseman einen Blick zu. »Verschnüre ihn und paß auf ihn auf! Ich nehm mir ihn später vor.« Er wandte sich George Shaffers zu. »Wie war das mit Sonny?«

»Er ist auf dem Weg nach oben. Er hat plötzlich geschrien, daß er nicht mehr weitermacht. Er hat Berry entdeckt. Und das muß ihm gereicht haben.«

»Verdammt«, knurrte Brendan und rannte los.

»Ich hab euch gewarnt«, rief Alex Rathly hinter ihm her. Er reckte den Kopf, zerrte an seinen Fesseln und versuchte sich loszureißen. Aber es war ihm nicht möglich.

Björn Hellmark wurde verschnürt wie ein Paket.

Fred Horseman machte sich seine Arbeit nicht leicht.

Der Deutsche kam bereits wieder zu sich. Aber es war zu spät, sich zu befreien. Die Fesseln saßen wie angegossen.

Horseman grinste über sein pockennarbiges Gesicht.

»Du hast mir nur eine verpaßt«, knurrte er. »Die zweite kommt von mir. Aber erst abwarten, was Brendan mit dir vorhat, mein Junge. Er hat immer so schöne Ideen. Und er mag es gar nicht wenn man ihm in die Quere kommt.«

Horseman hockte sich auf eine Kiste, die er vom Stapel nahm, zündete sich eine Zigarette an und blickte zu den beiden Männern hinüber, die beide gefesselt waren.

Rathly und Hellmark blickten sich an.

»Vielen Dank für Ihre Hilfe«, begann Alex Rathly. Seine dunklen Augen waren in ständiger Bewegung.

»Leider hat es nicht geklappt.« Hellmark war noch nicht wieder richtig da. Der massierte Angriff hatte seine Spuren hinterlassen.

»Woher kamen Sie?«

Hellmark erzählte Rathly, daß er den Bericht des Aufbruchs der »Delphin« in der Zeitung gelesen hätte. »Ich war fasziniert von dem Gedanken daß es heute noch junge Abenteurer gibt, die der Vergangenheit auf den Pelz rücken.«

»Ich fand das alles auch sehr abenteuerlich. Aber ich konnte nicht ahnen, daß es so ausgehen würde«, entgegnete Alex Rathly resigniert. »Als ich die Mannschaft zusammenstellte, war ich der Meinung, daß diese Kerle mit mir durch dick und dünn gehen würden. Aber daß ich ihnen angeblich Gold vorenthalte, hat ihnen völlig den Kopf verdreht. Alles hört nur noch auf das Kommando von Brendan. Ich stehe auf verlorenem Posten, abgedrängt, allein.« Er lächelte verbittert. »Wer sind Sie?«

»Mein Name ist Hellmark. Aber das sagt Ihnen nicht viel Mister Rathly. Sie enthalten also den Männer nur angeblich Ihren Fund vor?«

Alex Rathlys Augen wurden zu schmalen Schlitzen. »Was wissen Sie?«

»Genug, um Ihrer Meinung zu sein. Es ist nicht gut, daß die ’Delphin’ länger hier vor Anker liegt.«

»Kommen Sie von der Regierung?«

»Nein. Aber ich habe mich mit ähnlichen Forschungen befaßt wie Sie. Ganz privat. Es wurde nie in der Öffentlichkeit bekannt. Was haben Sie auf dem Meeresgrund entdeckt, Mister Rathly?«

»Nichts.« Er schüttelte heftig den Kopf und seine Miene verfinsterte

sich, als hätte Björn Hellmark ihn danach gefragt, ob er die Pest hätte.

»Ich will es Ihnen sagen. Sie haben eine Seeschlange gesehen, nicht wahr?«

Dies war ein Frontalangriff. Hellmark hatte einen Schuß ins Blaue abgegeben und getroffen.

Alex Rathly schluckte. »Keine Seeschlange, nein. Wenn mich jemand vor ein paar Tagen noch in dieser Form provoziert hätte, hätte ich ihn ausgelacht. Aber ich habe in der Tat ein Tiefseeungeheuer entdeckt, das Menschen frißt. Wir waren zu zweit in zwei Bathyskaphen unten. Tom hat es erwischt. Ich konnte auftauchen. Mein Entsetzen und meine Ratlosigkeit hielten alle anderen für Schauspielerei. Sie waren überzeugt davon, ich sei auf das Wrack des Schatzschiffes gestoßen. Nun suchen sie selbst die Position, und damit gefährden sie sich und das Schiff. Es ist schrecklich da unten, Mister Hellmark.«

»Was haben Sie gesehen?«

»Ich kann es nicht beschreiben. Mir fehlen die Worte. Es ist so ungeheuerlich, daß man Brendan nicht übelnehmen kann, daß er nicht daran glaubt. Es gibt auch in der heutigen Zeit noch Dinge, die über unseren Verstand gehen.«

Eine Zeitlang herrschte Schweigen.

Fred Horseman lehnte sich an die Metallwand zurück und blickte amüsiert zu den beiden Gefesselten. »Nett«, sagte er, »die Story gefällt mir. Quasselt weiter! Ich hab schon lange keine Märchen mehr gehört.«

Alex Rathly wandte den Kopf zu Hellmark, der zusammengestaucht in der Ecke saß.

»Als Junge habe ich die alten Seefahrergeschichten mit Begeisterung gelesen. Ich wollte etwas hören von Seeschlangen, von Tiefseeungeheuern und dergleichen. Ich habe mir gewünscht, selbst einmal Seemann zu werden, selbst solche Entdeckungsreisen zu unternehmen und der Welt sensationelle Berichte zu liefern. Was ich erlebt habe, übertrifft meine Träume. Und nun kann ich nicht einmal darüber reden. Man würde mich auslachen. Ich bin froh, Mister Hellmark daß ich in Ihnen einen Menschen gefunden habe, der…«

Alex Rathly stutzte plötzlich. Sein junges offenes Gesicht war plötzlich ein einziges Fragezeichen. »Mister Hellmark?« fragte der Expeditionsleiter nervös.

Hellmark rührte sich nicht.

Völlig abwesend hockte er da, den Blick in eine imaginäre Ferne gerichtet.

Fred Horseman erhob sich, kam auf Hellmark zu, versetzte ihm einen Tritt. »Hallo, Mister?« knurrte er. Hellmark rührte sich nicht.

Horseman grinste. »Schöne Hilfe, dieser Mann, Rathly, was?

Scheint doch nicht ganz so widerstandsfähig zu sein, wie er aussieht. Mit Ihrem unheimlichen Seemannsgarn haben Sie ihn ganz schön zugesetzt. Jetzt ist er wieder ohnmächtig geworden.«

*

Thomas Brendan kaute auf seiner Unterlippe herum.

Der Elektromotor surrte. Die Ketten rasselten.

Die beiden Männer standen auf Deck und warteten, bis der Bathy hochgekurbelt worden war.

Die Kuppel klappte zurück. Sonny Hilton stieg aus dem Bathyskaph.

Brendan war wütend. »Was soll der Unfug?« maulte er. »Wieso tauchst du jetzt schon auf?«

»Weil es seine Gründe hat, Brendan. Berry könnt Ihr abschreiben. Ihn hat's erwischt. Ich kann von Glück reden, daß ich noch davongekommen bin.«

Er konnte kaum reden und war kreidebleich. »Rathly hatte recht. Wir sollten verschwinden. Laßt ihn wieder frei!«

»Ich will Genaues wissen!« Brendan lief puterrot an.

»Da unten gibt es etwas, was uns bedroht, Brendan.« Brendan kannte Sonny Hilton nicht wieder. Der Mann bibberte vor Angst. »Ein Ungeheuer, verstehst du? Es hat Berry gefressen. Mit Haut und Haaren. Ich will weg hier, so schnell wie möglich. Lichte die Anker, Brendan! Hau ab! Mehr kann ich dir nicht sagen.«

»Seid ihr denn alle verrückt?« Thomas Brendan riß Hilton einfach zu sich herum. »Du hast einen Taucher-Koller. Du hast zuviel reinen Sauerstoff intus, davon wird man besoffen. Geh, schlaf deinen Rausch aus.« Er gab Hilton einen Schubs, daß er über das Deck torkelte. »Mach das Ding wieder startklar, Shaffers! Ich tauche selbst.«

Shaffers machte ein bedenkliches Gesicht.

»Der Wind ist stärker geworden, die Wellen höher«, warnte er. »Das Wetter verschlechtert sich Zusehens. Es gibt einen Sturm, Brendan.«

»Bis der losbricht, bin ich wieder oben. Außerdem…« Thomas Brendans Mundwinkel klappten herab. Seine Augen weiteten sich. »Aber das gibt es doch nicht«, entrann es seinen Lippen.

Er starrte auf einen bestimmten Punkt auf dem Schiff. Er schluckte.

Björn Hellmark stand vor der Reling, kletterte drauf, stand fünf Sekundenlang reglos still und sprang dann in die Tiefe.

Thomas Brendan ballte die Fäuste. Er rannte über das Deck, starrte auf die Wasseroberfläche. Wo Hellmark eingetaucht war, liefen Wellenringe auseinander.

Drei Minuten verstrichen. Hellmark tauchte nicht wieder auf.

Brendan wischte sich mit einer fahrigen Bewegung über die Stirn.

»Es geht aber auch alles schief. Horseman, dieser Trottel! Er hat nicht aufgepaßt, und ich habe ihm extra eingebleut, auf der Hut zu sein. Shaffers, mache den Bathyskaph tauchklar. Ich bin gleich wieder zurück.«

Er eilte den Aufgang hinunter, hetzte durch den langen Gang, riß die Tür zur Kammer auf, in der Rathly gefangengehalten wurde und prallte zurück.

In der Ecke hockte der reglose Hellmark.

Brendan schüttelte sich.

Wurde er verrückt? Er durchquerte die Kammer, ging auf Hellmark zu und schüttelte ihn. Hellmark war schwach und kippte auf die Seite.

»Aber ich habe ihn doch eben gesehen«, murmelte er. Angst schwang in seiner Stimme mit.

Der Meuterer rannte hinaus auf den Gang, prallte gegen George Shaffers, der ihm nachgefolgt war.

Shaffers blickte über Brendans Schultern, begegnete dem Blick des Bärtigen und erschauerte.

»Du hast ihn also auch gesehen, Shaffers, nicht wahr?«

Der Angesprochene nickte. Shaffers rieb sich an seiner spitzen, hervorstechenden Nase. »Das ist makaber, Brendan. Auf der 'Delphin' spukt's. Kann ein Mensch an zwei Orten zur gleicher Zeit sein?« Sein Blick irrte von dem Reglosen zu Brenda, der seine Erregung kaum verbergen konnte.

»Wir sollten wirklich die Anker lichten«, fügte Shaffers hinzu.

»Ich denke nicht dran. Ich will wissen, woran ich bin.« Plötzlich kam eine Erleuchtung über ihn. Er schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn. »Mensch, George! Der Fall ist doch klar: Zwillingsbrüder! Das ist der Trick. Rathly hat sich was ausgedacht und will uns bluffen. Aber da hat er sich in den Finger geschnitten. Ich bleibe hier.«

*

Aber der Mann, der in die See tauchte, war nicht Björn Hellmarks Zwillingsbruder.

Hellmark hatte gelernt, durch Konzentration einen Doppelkörper entstehen zu lassen.

Hellmark II glich in allen Einzelheiten dem Originalkörper. Nur – wenn Hellmark II voll lebendig und aktiv war, blieb Hellmark I geschwächt zurück. Hellmark II konnte alles unternehmen, und war unverwundbar, während Hellmark I aufs höchste gefährdet war. In diesem schlafähnlichen Zustand konnte man ihn vernichten. Im gleichen Augenblick aber würde auch der Doppelkörper ausgelöscht.

Der war abhängig vom Lebensstrom, den dieser Körper ausstrahlte.

Macabros war entstanden.

Dieser Doppelkörper widersprach allen irdischen Gesetzen. Und da er kein natürlicher Körper war, keiner, der den physikalischen Bedingungen gehorchte, war er auch nicht von diesem abhängig.

Der Doppelkörper glitt in die Tiefe.

Hellmark II sah, hörte und empfing alle Eindrücke, die auch sein normaler Körper aufgenommen hätte. Er konnte denken. Aber er brauchte nicht zu atmen.

Hellmark II war sichtbarer Geist, der den physikalischen Gesetzen des Körpers nicht unterworfen war.

Hellmark II war Macabros.

Der Druck des Wassers konnte ihm nichts anhaben, Macabros starrte mit großen Augen in die Dunkelheit. Die Fische und die mit Algen und Moos überwachsenen Felsen nahm er nur als Schemen wahr.

Lautlos schwebte etwas Großes, Unförmiges an ihm vorüber.

Teil eines Bathyskaph!

Macabros hielt sich in die Richtung, aus der die Teile herangetragen wurden.

Ein Lichtstrahl hinter ihm brach plötzlich in das nachtschwarze Dunkel.

Hellmark II ruckte herum. Rasch tauchte er hinter einem bizarren algenüberwachsenen Felsblock unter.

Der Lichtstrahl kam näher, vergrößerte sich und wurde zu einem großen Lichtkreis, der die nähere Umgebung deutlich werden ließ.

Ein Bathyskaph.

Von seinem Versteck aus hatte Macabros einen ausgezeichneten Blick in die gläserne Kuppel.

Im Innern des Bathyskaph erkannte er – Thomas Brendan.

Mit verbissenem Gesichtsausdruck hockte der Bärtige hinter der Instrumententafel.

Der Bathyskaph glitt lautlos an den Felsen vorüber.

Wie ein Pfeil schnellte Hellmark II aus seinem Versteck, griff nach dem Bathyskaph, hängte sich hinten an und ließ sich mitziehen.

Brendan merkte nichts von dem Anhängsel.

Er steuerte das Einmann-Tauchboot auf das dick überwachsene Felsentor zu, das wie ein Schlund vor ihm auftauchte und schräg auf den Meeresboden zu führen schien.

Aus diesem Loch schwebten weitere Teile heran, die eindeutig von einem anderen Einmann-Tauchboot herrührten.

Brendan bremste das Tauchboot ab und verharrte schwebend vor dem Eingang in den finsteren Schlund. Riesige Fetzen Tang und anderer Wasserpflanzen schwammen in der Strömung. Ein Monstrum

schien in denn Schlund zu sitzen und Unrat auszustoßen.

Macabros löste sich von dem Tauchboot und glitt langsam auf die Felsenöffnung zu.

Hier hatten zwei Menschen den Tod gefunden.

Und Brendan riskierte sein Leben, weil er von einem Wahn besessen war.

Hellmark II tauchte über der Kuppel auf.

Thomas Brendans Kopf ruckte herum. Maßloses Erstaunen stand in seinen fiebernden Augen.

Narrte ihn ein Spuk? Verlor er den Verstand?

Ungeschützt, mit bloßem Körper wie er war, setzte sich dieser unheimliche Mann Umweltbedingungen aus, die jeden anderen auf der Stelle umbrachten.

Hellmark II gab verzweifelte Zeichen. Er forderte Brendan auf, aufzutauchen, nicht hier zu bleiben.

Macabros spürte die Nähe von Gefahr. Eine Flut von Gedanken und Gefühlen und Stimmungen überschwemmte ihn plötzlich.

War es Al Nafuur? Wollte der große Unsichtbare ihm etwas mitteilen? Aber Hellmarks Doppelkörper nahm die Botschaft nicht auf.

Thomas Brendan packte das Grausen.

Er ließ sich zu einer Kurzschlußhandlung hinreißen. Noch immer war er der Überzeugung, daß Alex Rathly mit diesem Teufelsspuk zu tun hatte.

Wahrscheinlich war das Schiff mit technischen Anlagen ausgerüstet, die er, Brendan, nicht kannte. Es war kein Geheimnis, daß heutzutage mit Laserstrahlen dreidimensionale Bilder erzeugt werden konnten, die frei im Raum schwebten und beim Betrachter den Eindruck erweckten, das projizierte Motiv stünde wirklich greifbar vor ihm.

Das war ein Bluff Rathlys. Zwar konnte Brendan sich nicht vorstellen, wie er dazu imstande war, die Apparatur aus seinem Gefängnis heraus zu bedienen, aber das Ganze konnte vielleicht automatisch über die Bühne gehen. Bevor Alex Rathly von ihm auf Eis gelegt worden war, hatte er Gelegenheit gehabt, sich noch eine Zeitlang frei im Schiff zu bewegen.

Brendan grinste. Jetzt erkannte er den Trick.

Dies war kein Spuk, keine Halluzination. Ein technischer Trick. Damit projizierte Rathly eine Menschengestalt, ein dreidimensionaler Film rollte hier ab.

»Nicht mit mir!« Brendan startete den Motor des Einmann-Tauchbootes.

Der Bathyskaph ruckte herum. Brendan wollte ihn so steuern, daß er die geheimnisvolle Erscheinung mitten durchschnitt. Dann endlich hatte er den Beweis, daß alles nur ein Trugbild war.

Hellmark II wich zur Seite aus.

Mit dem Heck glitt der Bathyskaph bis zur Hälfte in den Schlund, wurde plötzlich wie von einer Riesenfaust gepackt und herumgewirbelt.

Und es war eine Riesenfaust – im wahrsten Sinne des Wortes –, die plötzlich aus dem Schlund herausschoß.

Eine olivgrüne Wolke hüllte das Einmann-Tauchboot ein, als hätte ein Riesentintenfisch unvermutet seine Farbblase entleert.

Aber es war keine Farbwolke, es war eine zähe, schleimige, gallertartige Masse, die sich über den Bathyskaph stülpte. Unter dem ungeheueren Druck platzte das Tauchboot wie ein Luftballon.

Durch die Druckwelle wurde Hellmark II zur Seite geworfen.

Ein Strudel entstand. Das ungeheuerliche Lebewesen aus der Tiefe spie Plastik und Metallteile aus. Aber es behielt Brendan.

Die Gallertmasse zog sich quellend und zuckend in den Schlund zurück.

Hellmark II schwamm auf den Schlund zu. Seine Blicke versuchten das Dunkel zu durchdringen. Er nahm glitschige Pflanzenteppiche und bizarre Felsformationen wahr, sah vor sich den Riesengallertkörper absinken. Von Brendan keine Spur.

Macabros folgte dem Ungeheuer nach.

Ein phosphoreszierendes Leuchten aus der Tiefe veränderte mit einem Male die Kulisse.

Eine fremdartige Welt breitete sich vor den Augen Hellmark II aus.

Wie ein Teppich lag der titanenhafte Gallertkörper unter ihm, bewegte sich rhythmisch, als würde er atmen.

Dahinter erhoben sich Ruinen. Alte, vom Meerwasser zerfressene Türme und morsche Mauern, die wie das Spielzeug eines Riesen zwischen den schwarzen, überwucherten Felsen standen.

Das Meerungeheuer, das den Eingang in dieses von einem schwarzen Felsenhimmel überspannte Tal bewachte, kümmerte sich nicht um ihn.

Alle anderen aber, die bisher hier eindrangen, waren von dem ungewöhnlichen Lebewesen vernichtet worden.

Hellmark II schwebte in die Felsenhalle. Kleine grüne Strudel stiegen vom Boden unter dem Gallertkörper auf. Die morschen Wände der schiefen Türme und gezackten Mauern, der spiralförmigen Gebäude, die von mattschimmernden, freischwebenden Ringen umgeben waren, paßten eher auf einen fernen, unbekannten Planeten als hierher auf den Grund des Atlantik.

Niemand wußte von dieser Stadt unter dem Meer. Und wer durch Zufall hierherkam, wurde von dem Ungetüm getötet.

Hellmark II kam sich klein und winzig vor wie eine Ameise. Das Fremdartige allein war es nicht, das ihn faszinierte. Etwas

Bedrohliches, Unwirkliches strahlte diese versunkene Stadt aus.

Das mußte die abgebrochene Nordspitze Xantilons sein.

Durch Al Nafuurs telepathische Botschaften war Björn Hellmark in etwa von den Dingen unterrichtet, die sich in fernster Vergangenheit abgespielt hatten, als die sagenhaften Erdteile wie Atlantis und Hyperborea noch existierten. Während diese Inseln in den Sägen und Legenden der Menschen ihren Niederschlag fanden, sprach kein Mensch mehr von Xantilon. In keinem geschichtlichen Werk, in keiner Enzyklopädie wurde es genannt. Der Name Xantilon war aus dem Gedächtnis der Menschheit gelöscht worden.

Xantilon war älter als Atlantis und Hyperborea, älter auch als Mu, die Insel der Ungeheuer. Auf Xantilon hatte eine hohe menschliche Kultur in Blüte gestanden.

Abgefallene Priester hatten sich mit ungeheuerlichen Wesen auf die Nordspitze der Insel zurückgezogen. Schon in jenen fernen Zeiten herrschte Feindschaft zwischen den Anhängern der Schwarzen und denen der Weißen Magie. Während die einen das Göttliche verehrten, betete eine kleine Gruppe das Satanische an und verband sich mit den finsteren Mächten der Dämonen.

Diese kleine Gruppe hatte die Nordspitze besetzt.

Xantilon war untergegangen wie Atlantis und Hyperborea. Die Anhänger der Weißen Magie hatten in einem Zwischenreich ein ewiges Leben gefunden. Dort war auch Al Nafuur, der mit Hellmark im Traume sprach. Er konnte Gedanken ausschicken und sich hörbar machen. Aber sichtbar wurde er nie wieder.

Die kleine Gruppe von der Schwarzen Magie aber war mit der Nordspitze der Insel ins Meer versunken. Hellmark II stand vor den Trümmern dieser gigantischen Stadt.

Er näherte sich einem der besterhaltenen Türme. Er sah aus wie eine überdimensional bizarre Spindel. Grünlichviolettes Leuchten schimmerte aus ovalen Fensterlöchern, die aber von außen nicht durchsichtig waren.

Hellmark II fühlte sich seltsam ratlos und bedrückt.

Bösartiges hauchte ihn an, etwas bedrohte ihn. Unwillkürlich wandte er den Blick, starrte hinüber zu dem Gallertungetüm. Kam die Bedrohung von dort? Er verhielt sich so, als müßte er seinen Körper schützen, obwohl er wußte, daß dem Doppelkörper kein Unheil zustoßen konnte. Er war existent, solange sein Originalkörper die Kraft aufbrachte, ihn zu erhalten. Es war nicht voraussehbar, wie lange er dazu in der Lage war. Es war auch gar nicht von seinem Wollen abhängig.

Das grüne Ungeheuer beachtete ihn nicht. Nahm es ihn nicht wahr? Reagierte es auf andere Ausstrahlungen, die seinem Zweitkörper nicht gegeben waren?

Durch eine schattengleiche Bewegung rechts von ihm wurde Hellmark II alarmiert.

Hinter der glatten, fugenlosen Mauer, die sich dem schiefen Spiralturm anschloß, bewegte sich etwas.

Im grünlich-violetten Licht glaubte er Umrisse sich bewegender menschlicher Körper wahrzunehmen.

Der Eindruck war nur ganz flüchtig, er bemühte sich, näheres zu erkennen.

Aber die Wand glühte nur in einem unwirklichen, kalten Licht. Die Schatten darauf oder dahinter waren verschwunden.

Aber Hellmark II wußte genau, daß da etwas gewesen war.

Seine Hände glitten tastend über das glatte, fugenlose Material und lautlos wie ein Fisch umrundete er den Turm, dessen ovale Fensterhöhlen nun wie dunkle Augenhöhlen in einem fremdartigen, zu Stein erstarrten Körper wirkten.

Der Turm war rund achtzig Meter hoch und etwa zwanzig Meter im Durchmesser.

Auf der Höhe der sich anschließenden fluoreszierenden Mauern fand er einen guterhaltenen Durchlaß. Wie eine gewundene Röhre führte ein Weg in den Turm, zweigte dann nach mehreren Seiten hin wie ein Labyrinth ab.

Das Leuchten hüllte Macabros völlig ein. Da sah er die Schatten wieder. Wie Scherenschnitte menschlicher Umrisse wirkten sie an der Mauer vor ihm. Er ging darauf zu.

Wo waren die Gestalten, die diese Schatten warfen?

Der Gedanke blitzte auf.

Das Ungeheuer, das diese versunkene Stadt bewachte, tötete seine Opfer nicht, es hielt sie auf rätselhafte Weise gefangen!

Dann aber mußte man diesen Menschen helfen.

Vor seinen Augen verschwamm plötzlich alles.

Die Wände verzogen sich wie Gummi, das Licht flackerte. Hellmark II wurde weiß wie Milch, verwehte und erlosch.

Hellmark I konnte seinen Doppelkörper nicht mehr länger aufrecht erhalten.

Macabros war verschwunden.

*

»Mister Hellmark! Heeh, Mister Hellmark? Hören Sie mich?«

Björn Hellmark vernahm die Stimme wie aus weiter Ferne.

Langsam kam er zu sich, wie aus einem tiefen Fieberschlaf.

Er schlug die Augen vollends auf, erkannte seine Umgebung, nahm wahr, daß er nicht mehr gefesselt war.

Auch Alex Rathly war frei. Der vierunddreißigjährige

Expeditionsleiter blickte den jungen Deutschen besorgt an. »Sind Sie krank? Fühlen Sie sich nicht gut?«

»Nein, es ist nichts.« Hellmark stand langsam auf. Es gelang ihm, die anfängliche Schwäche zu überspielen, unter der er stets dann litt, wenn Hellmark II längere Zeit von ihm getrennt existiert hatte. Doch die Schwäche ging sehr schnell wieder vorüber. »Ich muß von Brendan doch schlimmer erwischt worden sein, als es anfangs schien. Ich glaube, ich habe nochmals abgebaut.«

Alex Rathly mußte zu dem Deutschen aufblicken, als er auf den Beinen stand. Björn überragte den Engländer um Haupteslänge.

Rathly berichtete dem Deutschen, daß in der Zeit während seines Schwächezustandes Shaffers, Horseman und Sonny Hilton ihre Meinung geändert hätten. Nachdem auch Thomas Brendan sich nicht mehr gemeldet und Shaffers ihn über die Funkanlage mehrmals gerufen hatte, entschlossen sich die Meuterer, dem alten Expeditionsleiter wieder das Kommando zu übertragen.

Hellmarks Fesseln waren gefallen, nachdem auch Rathly befreit worden war.

Der Engländer wollte Hellmark persönlich mit einem Beiboot der »Delphin« zur ankernden »Seejungfrau« hinüberrudern. Er plante, noch in dieser Nacht die »Delphin« von diesem Ort wegzubringen wo drei Leute seiner Besatzung den Tod gefunden hatten. Doch Björn Hellmark konnte ihn überreden, zu bleiben.

»Sie müssen nicht tot sein«, meinte er geheimnisvoll. »Vielleicht können wir noch etwas für sie tun.«

Alex Rathly blickte ihn verständnislos an. »Aber ich verstehe Sie nicht, Mister Hellmark. Woher wollen Sie wissen, daß diese Männer noch am Leben sein können?«

»Ich kenne den Meeresgrund hier wie meine Westentasche. Ich habe schon oft hier getaucht, Mister Rathly. Gesucht habe ich das, was auch Sie suchten. Es gibt dort unten Hohlräume in den Felsen, in denen große Mengen Sauerstoff eingeschlossen sind.«

Rathly schüttelte den Kopf. »Davon habe ich noch nie etwas gehört. Aber ich laß mich gern belehren. Meine Begegnung mit einem Meeresungeheuer hätte ich mir schließlich auch nicht träumen lassen.«

»Haben Sie noch einen Bathyskaph an Bord?«

»Ja. Allerdings einen beschädigten.«

»Ist er zu reparieren?«

»Ja. Das kostet aber Zeit.«

»Wieviel?«

Alex Rathly dachte kurz nach. »Zwei, vielleicht auch drei Tage.«

»Das ist zu lange. Könnten wir es in einem Tag schaffen?«

»Wenn wir alle mithelfen, vielleicht. Warum? Was haben Sie vor,

Mister Hellmark?«

»Ich möchte sichergehen, daß wirklich niemand hier unten zurückbleibt. Ich möchte so schnell wie möglich tauchen und das Schicksal der drei Männer klären.«

Alex Rathly glaubte nicht richtig zu hören. »Aber ihr Schicksal ist klar. Sie haben den Ausflug in die Tiefe nicht überstanden. Keiner von ihnen.«

»Das eben will ich wissen. Stellen Sie mir den Bathyskaph zur Verfügung, Mister Rathly. Und schon morgen um diese Zeit werden wir mehr wissen.«

»Sie riskieren Ihr Leben, Mister Hellmark. Ist es das wert?«

»Jedes Leben ist es wert, daß man es zu retten versucht, Mister Rathly.«

*

John MacCarthy und die kleine Erbengemeinschaft kamen am Vormittag mit dem Schiff in Inishkeere an.

Der Himmel war grau, es regnete, und die See war leicht bewegt. Den Durchsagen im Schiff entsprechend sah es so aus, als würde heute keine weiter Fähre mehr auslaufen.

Die Wetterbedingungen verschlechterten sich stündlich, und hier draußen auf den kleinen Inseln war das Wetter bedeutend schlimmer als auf der großen Insel.

Der Wind peitschte ihnen den Regen ins Gesicht, als sie die Straße vom Hafen entlang gingen. Sie waren die einzigen Passagiere gewesen.

Die Gruppe beeilte sich, so schnell wie möglich ein Wirtshaus zu finden, um dort erst einmal Näheres über die Lage des »Macgullyghosh-House« zu erfahren.

Bei einem Glas Guiness-Bier wartete man erst einmal den Regen ab. MacCarthy erkundigte sich bei dem freundlichen Wirt, der die fremden Inselgäste begrüßte und eigenhändig bewirtete. Als der Anwalt aber das Wort »Macgullyghosh-House« in den Mund nahm, verfinsterte sich die Miene des Wirts. Er zog sich sofort in sein Schneckenhaus zurück und war nicht bereit, weitere Auskünfte zu geben. Das einzige, was er sich abringen ließ, war der Hinweis, daß es besser sei, so schnell wie möglich wieder zu gehen und das Haus erst gar nicht zu betreten.

»Es geht dort nicht mit rechten Dingen zu«, murmelte er und rollte mit den Augen, daß einem himmelangst werden konnte.

Wo das Haus denn liege? erkundigte sich Charles Clearwater, dem das Ganze plötzlich Spaß zu bereiten schien.

»Die Straße zurück, bis zur ersten Kreuzung. Dann links den Pfad

entlang. Man stößt auf eine flache Hügelgruppe. Direkt dahinter liegt es. Alle hier meiden es.«

John MacCarthy trank ein zweites Bier.

Er warf einen Blick auf seine Uhr. »Ich würde vorschlagen, wir machen uns auf den Weg«, sagte er. »Sehen wir uns an Ort und Stelle erst einmal an, damit wir wissen, was uns überhaupt erwartet.« Die Worte des Wirts schienen ihn überhaupt nicht beeindruckt zu haben.

Eine Viertelstunde später machte sich die Erbengemeinschaft auf den Weg. Der Regen war nicht geringer geworden. Da alle Regenzeug dabei hatten und der Weg bis zum »Macgullyghosh-House« nicht mehr weit war, murrte keiner.

Außerdem ging es um eine Erbschaft von rund 300.000 Pfund für jeden. Da konnte man gern eine kleine Unbequemlichkeit in Kauf nehmen.

Sie gingen den aufgeschwemmten Weg entlang, versanken bis zu den Knöcheln im Schlamm. Dann wurde der Weg steinig. Er führte zwischen dornigem, verwildertem Gestrüpp direkt auf das alte, windschiefe Haus zu. Es war dunkel und verwittert. Die Fensterläden waren geschlossen.

Es lag direkt vor dem felsigen Hügel. Das Dach schloß mit dem Felsblock in gleicher Höhe ab, und hinter dem Haus, das offensichtlich viel jünger war, erkannte man deutlich den bienenkorbähnlichen Steinbau.

Die Tür quietschte in den Angeln.

Charles Clearwater grinste. »Scheint 'ne Menge Geld hier zu liegen«, murrte er. »Wenn mein Vater es nicht mal für notwendig erachtete, die Tür abzuschließen, dann wird wohl die Erbschaft nicht so groß sein, wie er uns in seinem Testament versprochen hat.«

Auch John MacCarthy war eigentümlich berührt. Lawrence Clearwater hatte in seinem Testament kein Wort darüber verlauten lassen, auf welche Weise sie in das Haus kommen sollten, in dem angeblich Werte von über einer Million lagen. Von außen jedenfalls sah es nicht so aus, als ob das Haus auch nur tausend Pfund wert wäre.

»Ich habe langsam das Gefühl, mein alter Herr hat uns alle an der Nase herumgeführt«, sagte Charles. Er kratzte sich im Genick und betrat gleich hinter John MacCarthy das Haus. »Nicht mal verschlossen! Das Ganze ist ein Witz. Und das würde ihm auch ähnlich sehen. Vielleicht ist er gar nicht tot, MacCarthy, was?« stichelte er. Er blickte sich um, über Nyreen Matobish hinweg, die sich an ihm vorbeidrückte und sich aufmerksam in der Runde umsah. »Vielleicht steht er irgendwo hinter einem Gestrüpp oder hinter einem Hügel und lacht sich ins Fäustchen. Haben Sie in den Sarg meines Vaters geschaut, Mister MacCarthy? Haben Sie ihn gesehen?«

Der Anwalt schüttelte nur den Kopf über diese geschmacklosen Bemerkungen.

»Sie vergessen die Bemerkung des Wirts, Mister Clearwater«, meldete sich Nyreen Matobish mit messerscharfer Stimme. »Hier soll es spuken. Einen besseren Schlüssel zum Besitz Ihres Vaters gibt es nicht. Verstehen Sie denn nicht? Kein Mensch hier auf der Insel wagt es hier einzudringen. Das Haus ist tabu.«

Charles Clearwater pfiff durch die Zähne. »Sie sind ja ein ganz schlaues Kind. Hätte ich Ihnen gar nicht zugetraut.«

Der Raum, in dem sie sich befanden, enthielt mehrere kostbare Möbelstücke, wie Nyreen Matobish erklärte, die einen Blick für diese Dinge hatte. Sie konnte genau sagen, welchem Stil und aus welchem Zeitalter die Schränke, Tische und Stühle entstammten.

Die Hütte war größer, als sie von außen den Anschein erweckte.

Es gab insgesamt drei getrennte Räume in ihr. Eine Tür führte zum bienenkorbähnlichen Steinbau. Diese Tür war mit einem schweren Riegel verschlossen.

An der Tür war ein Briefumschlag befestigt.

Ein Name stand darauf: »Für John MacCarthy.«

MacCarthy griff nach dem Umschlag und riß ihn auf.

Eine Botschaft lag darin. Lawrence Clearwater hatte sie hier zurückgelassen. Dem Datum nach war er einige Tage vor seinem Tod hier gewesen.

»Für alle, die es gewagt haben, hierherzukommen«, las MacCarthy vor. »Über dieses Haus gibt es eine merkwürdige Geschichte auf der Insel. Es soll verhext sein. Kein Mensch seit dem Jahr 1678 hat es gewagt, hier allein zu wohnen. Das Haus, in dem ihr euch jetzt befindet, ist rund dreihundert Jahre alt, der Steinbau, zu dem diese Verbindungstür führt, nochmals zweihundert Jahre älter. Es heißt, daß hier eine Druidin gelebt hat, die Menschenopfer darbrachte. Ein Mann, der zweihundert Jahre später hierherkam, hat es gewagt, die Hütte zu errichten. Dieser Mann hieß Tabor. So kennt man ihr hier auf der Insel. Er war ein Einsiedler. Es heißt von ihm, daß er dem Wirken und Treiben von Kiuna verwandt gewesen sein soll, aber Genaues weiß niemand. Es heißt außerdem, daß in einer Nacht des Jahres 1678 ein mit Aztekengold beladenes spanisches Schiff vor der Küste Inishkeeres in ein schweres Unwetter geriet. Das Schiff kenterte. Kisten mit Gold wurden ins seichte Gewässer gespült. Tabor soll einen Teil dieses Goldes geborgen haben. Es muß im Steinbau versteckt sein. Es gibt keinen Zweifel, daß an der Geschichte etwas Wahres dran ist. Ich habe die Chronik der Insel eingehend studiert. Das Schiff ist wirklich gestrandet. In alten Seefahrtsberichten steht ebenfalls die Geschichte von dem Goldschiff, das hier gesunken sein soll. Ihr könnt dieses Gold besitzen. Ihr müßt euch nur dazu überwinden, eine Nacht

und einen Tag hier im Haus zu bleiben.«

Charles Clearwater lachte hell auf. »Jetzt kommt er auch noch mit phantastischen Geschichten. Ich fühle mich schon wie ein Märchenonkel.«

Zum erstenmal meldete sich jetzt auch Jeanny Fieldshere, die Schwester des Verstorbenen, zu Wort. »Hier sollen wir eine Nacht verbringen?« Sie sah sich empört um. »Daran denke ich nicht. Wir übernachten im Wirtshaus, Bryan.«

»Aber das geht gegen die Bedingungen«, entgegnete John MacCarthy.

»Es sind die Bedingungen eines Verrückten, Mister MacCarthy«, sagte Charles Clearwater laut. »Merken Sie denn nicht, daß wir an der Nase herumgeführt werden sollen? War mein Vater wirklich im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte, als er das schrieb? Ich bezweifle das stark. Ich spiele ernsthaft mit dem Gedanken, das Testament anzufechten. Schon die Tatsache, daß er ein wildfremdes Mädchen auf der Straße anhält und ihr seine Erbschaft anbietet, spottet doch jeder Beschreibung.«

Quietschend schwang die alte Tür zurück. Sand und Staub rieselten auf Nyreen Matobish herab. Sie hatte die schwere Holztür aufgedrückt. Modrig und kalt war die Luft, die ihnen aus dem alten bienenkorbähnlichen Haus entgegenschlug. Es war sehr finster. Hier hinten gab es kein Fenster mehr. Der Staub von Jahrhunderten, Erde und Dreck lagen auf den winzigen Fensterchen, durch die Kiuna Macgullyghosh ins Freie sehen konnte. Doch das lag vier Jahrhunderte zurück.

Nyreen Matobish fühlte sich eigenartigerweise zu dem dunklen Raum hingezogen.

»Ich finde solche alten Unterkünfte hochinteressant«, murmelte sie. Sie drehte sich langsam um ihre eigene Achse.

Der Regen prasselte auf das Dach. Es war noch dicht. Kein Tropfen drang herein.

John MacCarthy und Charles Clearwater warfen nur einen flüchtigen Blick in das winzige Zimmer.

Sie wandten sich um und stiegen die schmalen, ächzenden und wurmstichigen Treppen hinauf. Unter dem Dach gab es noch eine Anzahl winziger Kämmerchen. Auch sie waren vollgestopft mit alten Klamotten, die der Antiquitätenhändler in London auf Trödel-Märkten und aus Privatbesitz erstanden hatte.

Mr. und Mrs. Fieldshere verließen das »Macgullyghosh-House«. Sie wollten sich unter vier Augen besprechen, ob sie laut Befehl von Lawrence Clearwater hier übernachteten oder nicht.

Zur Vorsicht jedoch wollten sie ein Zimmer im Dorf Wirtshaus reservieren.

Aber nach rund vierzig Minuten kehrten sie enttäuscht, durchnäßt und frierend zurück. Der Wirt hatte ihnen die Unterkunft verweigert.

»Er hat uns gefragt, ob wir schon im ›Macgullyghosh-House‹ gewesen sind«, schimpfte Jeanny Fieldshere. »Als wir das bejahten, forderte er uns auf, das Lokal zu verlassen. Er sagte, daß jeder, der das ›Macgullyghosh-House‹ betrete, entweder mit dem Teufel zu tun oder ihn selbst im Leibe habe.«

*

In der Hütte brannte der Kamin. Das knisternde Holz spendete angenehme Wärme.

Draußen regnete es noch immer.

John MacCarthy und Charles Clearwater hatten mit Nyreen Matobish schon während der Abwesenheit des Ehepaares Fieldshere beschlossen, auf jeden Fall die Nacht hier zu verbringen, um zu erfahren, was an den angeblichen Merkwürdigkeiten wirklich dran war.

Die Räumlichkeiten wurden so weit zurechtgemacht, daß man dort einigermaßen in Wärme und Trockenheit ruhen konnte.

MacCarthy sollte gleich in dem großen Raum vorn übernachten, Nyreen Matobish in dem kleinen Zimmer links dahinten, wo eine alte, aber recht einladende Couch stand.

Charles Clearwater hatte sich eine Kammer unter dem Dach zurechtgemacht. Einen Mangel an Wolldecken gab es nicht. Viele kleinere guterhaltene Gegenstände waren abgedeckt. Man brauchte die Decken nur abzunehmen.

Die Fieldsheres waren ebenfalls im Dachgeschoß untergebracht. Dort gab es ein komplett eingerichtetes, mit Schnörkeln versehenes Schlafzimmer aus dem frühen 18. Jahrhundert.

Nyreen Matobish konnte es nicht unterlassen, wieder in den bienenkorbähnlichen Steinbau zu gehen und sich in der Einsiedlerklause umzusehen. Mit einer Kerze in der Hand suchte sie die dunklen Ecken ab, als suche sie etwas Bestimmtes.

Sie stand gedankenverloren vor der Nische, vor der einst ein schwerer Vorhang gehangen hatte. Der Stoff war im Laufe eines halben Jahrtausends zu Staub geworden. In der Nische gab es eine Kochstelle, mehrere Gefäße und Küchengeräte.

Am Ende des kleinen runden Zimmers stand ein wuchtiger klobiger Schrank.

Nyreen Matobish fuhr zusammen. Etwas berührte sie. Sie wirbelte herum.

Charles Clearwater stand vor ihr. »Hauen Sie uns nicht übers Ohr, Miss. Sie schleichen hier rum, als kennten Sie sich hier aus.«

Das rothaarige attraktive Mädchen sah ihn mit einem merkwürdigen Blick an. »Sie werden es nicht glauben: aber irgendwie kommt es mir vor, als sei ich schon einmal hier gewesen.«

*

Der Abend kam.

Es wurde rasch dunkel. Am bewölkten Himmel stand kein Stern. Etwas wie Gemütlichkeit kam in dem alten kleinen Haus auf.

In dem großen Aufenthaltsraum, den John MacCarthy als kombiniertes Büro-Schlafzimmer zurechtgemacht hatte, traf man sich vor dem Zubettgehen. Gemeinsam hatte man das alte Haus von Tabor und die uralte Einsiedlerklause der Kiuna Macgullyghosh durchsucht, in der Erwartung, auf einen wichtigen Hinweis zu stoßen. Aber den gab es nicht. Über seinen Brief hinaus hatte Lawrence Clearwater es nicht für notwendig gehalten, weitere Angaben zu machen.

Es kam sogar eine kleine Unterhaltung auf, das Eis begann zu schmelzen, wenn auch jeder jedem gegenüber eine gewisse Distanz behielt.

So gut wie überhaupt nicht beteiligte sich Bryan Fieldshere an der Unterhaltung.

Er war ein schweigsamer, scheuer, um nicht zu sagen langweiliger Mensch. Und wenn es schon etwas zu sagen gab, was die merkwürdige Situation und die Erbschaft betraf, dann sagte das seine Frau.

Feuer brannte im Kamin. Es war warm und anheimelnd. Das nasse, rauhe Wetter spürte man hier drinnen nicht.

Die Hütte lag geschützt zwischen den Hügeln, und der Wind pfiff über sie hinweg.

Charles Clearwater hatte sich bei Einbruch der Dunkelheit noch einmal aufgemacht, und im Dorfwirtshaus etwas zu essen und zu trinken besorgt. Nur ungern hatte der Wirt ihn bedient.

Nach und nach löste sich die kleine Gruppe auf.

Jeanny und Bryan Fieldshere stiegen die knarrenden Treppen zum Schlafraum hinauf. Nyreen Matobish brach wenig später auf. Ihre Tür klappte ins Schloß.

Charles Clearwater leerte seine Bierflasche, nickte John MacCarthy zu und erhob sich. »Ich hau’ mich aufs Ohr.« Er gähnte und streckte die Arme aus. »Wer weiß, wie lange die Nachtruhe dauert.«

MacCarthy warf ihm einen Blick zu. »Wie meinen Sie das?«

»Noch ’ne knappe Stunde bis Mitternacht. Wenn man die klassischen Gespenstergeschichten berücksichtigt, dann geht es um diese Zeit doch meistens los. Vielleicht taucht mein alter Herr persönlich auf und zeigt uns den verborgenen Schatz.« Er lachte und griff sich an den Kopf. »Ich weiß gar nicht, weshalb ich den Unfug

eigentlich mitmache. Eine Nacht im Hexenhaus… Das ist doch Unsinn, hier herumzusitzen. Worauf warten wir eigentlich, MacCarthy?«

Der Anwalt seufzte und zuckte die Achseln. »Wenn ich das wüßte, Mister Clearwater, wäre ich dann hier? Das Ganze ist so ungewöhnlich und so absurd, daß man es schon als lächerlich bezeichnen kann.«

»Warum bleiben wir dann hier?«

»Jeder erwartet und erhofft sich etwas. Eine Million Pfund sind kein Pappenstiel. Und wenn das mit dem Aztekengold stimmt, kann es doch sehr gut möglich sein.«

»Die Hoffnung, daß etwas sein könnte, hält uns hier fest.«

Clearwater nickte. »Und dann kommt noch das Gequatsche von dem Wirt dazu, der sich alle Mühe gegeben hat, uns zu bewegen nicht hierherzugehen. Vielleicht hat mein Vater ihn bestochen. Es gibt ja genügend Hinweise, daß er des öfteren hier gewesen ist. Zum Beispiel der Brief, der an die Tür geheftet war. Jedenfalls sind wir alle neugierig geworden und unterwerfen uns den Vorstellungen und Wünschen eines Verrückten.«

Lachend stieg er die Treppe empor.

MacCarthy blieb nachdenklich zurück. Er starrte vor sich hin, versuchte die Dinge, die sich seit dem Tod Lawrence Clearwaters ereignet hatten, logisch zu ordnen und einen Sinn in ihnen zu erkennen.

Clearwater mußte sich etwas dabei gedacht haben, daß er alle Erben und ihn hier ins Haus bat.

Die Kerzen und die gefüllten Öllampen, die sie gefunden hatten, brannten noch. Das unruhige Lacht warf Reflexe an Wände und Decke.

MacCarthy rauchte noch eine Zigarette, sah sich in dieser Zeit die zahlreichen Bücher an, die entweder dicht an dicht in handgezimmerten Regalen standen, oder auch in Ecken aufeinander gestapelt lagen.

Selbst auf einem alten Schreibtisch lagen großformatige Bände zuhauf. Er nahm den einen und anderen zur Hand und blätterte flüchtig darin. Er entdeckte Werke über Astrologie, Astronomie, Naturlehre. Es gab Folianten mit handkolorierten Karten und Bildern.

Auch im Schreibtisch lagen Bücher. Werke über Kunst und Literatur.

Alle Bücher waren abgegriffen, manche zerlesen. Die Bände rochen stockig. Diese Bibliothek, die Clearwater hier zusammengetragen hatte, war allein ein Vermögen wert. Und es gab nicht einmal eine Aufstellung darüber.

In der unteren Schublade entdeckte MacCarthy ein Buch, das seine besondere Aufmerksamkeit auf sich zog.

Dicke, handgeschöpfte, ungleichmäßig lange und gezackte Blätter wurden von einem dicken Ledereinband zusammengehalten. Die

Blätter waren mit gestochen scharfer Schrift beschrieben. Handgeschrieben! Es gab Bilder darin, deren Farben frisch und kräftig waren, als wären sie erst vor kurzem aufgetragen worden.

Die handkolorierten Blätter zeigten in erster Linie alte Landschaften, alte Häuser, Rundtürme, Einsiedlerklausen und Porträts von Menschen.

MacCarthy merkte nicht, wie er sich festlas.

Hier war die Geschichte des »Macgullyghosh-House« aufgezeichnet. Der Einsiedler Tabor, der es zweihundert Jahre nach der Hinrichtung von Kiuna Macgullyghosh durch einen Hexenjäger erbaut und bezogen hatte, schien größten Wert darauf gelegt zu haben, alle Details über Kiuna Macgullyghosh zusammenzutragen.

Das Buch trug den Titel »Kiuna Macgullyghosh, Geheimnis und Leben einer Druidin, dargestellt von Tabor, dem Einsiedler.«

Er merkte nicht wie die Zeit verging. Die Kerzen brannten herunter, zwei Öllampen brannten aus. Irgendwo im Haus knisterte es leise.

MacCarthy vergaß die Zeit.

Und dann schlug er die Seiten mit den kolorierten Bildern nochmals auf. Er betrachtete die fremden Gesichter, Gesichter von Menschen, die vor rund fünfhundert Jahren lebten. Tabor war ein wahrer Meister gewesen. Er hatte die Bildtafeln nach zeitgenössischen Stichen angefertigt und koloriert. Die Bildtafeln zeigten die Menschen, welche angeblich der Druidin zum Opfer gefallen waren. Es befanden sich viele blutjunge Mädchen darunter. Das letzte Opfer war eine Isabell Flaherty gewesen.

MacCarthy blätterte weiter. Das letzte Bild traf ihn wie ein Prankenhieb.

Es war mit Kiuna Macgullyghosh unterschrieben.

Aber es war ein Bildnis – von Nyreen Matobish!

*

Das schöne, anziehende Gesicht, die Augen, grün und klar wie ein stiller Bergsee. Das Rot der Haare umrahmte ein bleiches, feingeschnittenes Gesicht.

John MacCarthy preßte die Augen mehrmals zusammen, öffnete sie wieder.

War er eingeschlafen, träumte er, hatte er zuviel getrunken?

Kiuna Macgullyghosh und Nyreen Matobish. Wie paßte das zusammen? Wieso sahen sie sich ähnlich? War Nyreen Matobish verwandt mit der Familie Macgullyghosh? Gab es überhaupt Nachkommen dieser Familie? Oder war die frappierende Ähnlichkeit rein zufällig?

Er drehte den Kopf und blickte zur Tür, die zu dem kleinen Flur führte, auf den wiederum die Tür mündete, hinter der jetzt Nyreen Matobish schlief.

Seltsame Überlegungen gingen ihm durch den Kopf.

Hing das Ganze mit dem Verhalten Lawrence Clearwaters zusammen?

MacCarthys Lippen wurden zu einem schmalen Strich in seinem Gesicht.

Er mußte an die Warnung des Wirts denken. »Wer einmal in diesem Haus ist, kommt nicht wieder heraus.«

All das, was er während der letzten beiden Stunden gelesen hatte, beschäftigte ihn.

Er hatte das Gefühl, in eine Falle gegangen zu sein, in die gleiche Falle, die Kiuna Macgullyghosh ihren Opfern gestellt hatte.

In Tabors Abhandlung war ein Spiegel zur Sprache gekommen, der in Kiuna Macgullyghoshs Leben eine entscheidende Rolle zu spielen schien.

Ein Spiegel, dem er Zauberkraft zuschrieb. Er war nie aus dem Haus der Druidin entfernt worden. Tabor selbst hatte diesen Spiegel noch gesehen. Aber seine Eintragungen über diesen Spiegel fanden ein unerklärlich abruptes Ende. Entweder hatte Tabor das Interesse verloren, weitere Nachforschungen darüber anzustellen, oder ihm war etwas zugestoßen.

Ein schabendes Geräusch ließ MacCarthy zusammenfahren.

Er hielt den Atem an.

Es knisterte und tröpfelte, es rauschte und pochte. Aber das alles waren Geräusche, die ihn die ganze Zeit umgeben hatten. Während er gelesen hatte, nahm er sie nicht wahr. Nun registrierte er sie bewußt.

Aber das leise Knirschen war ein anderes, fremdes Geräusch.

Er lauschte. Es verklang und kam nicht wieder.

John MacCarthy erhob sich und näherte sich der Tür. Als er die Hand auf die Klinke legte, fiel sein Blick auf die Armbanduhr.

Wenige Minuten nach ein Uhr.

Er öffnete die Tür.

Von seinem Standort aus blickte er quer durch den kleinen Flur, hinüber in den winzigen Wohnraum des bienenkorbähnlichen Steinbaus.

»Hallo?« fragte er leise. Er blickte zur Tür, hinter der Nyreen Matobish schlief. Alles ruhig.

Sicherlich hatte er sich getäuscht. Er wollte die Tür schon wieder zuziehen, als er stutzte. Ihm fiel auf, daß in dem winzigen Wohnraum etwas verändert war.

Der große Schrank! Er stand schräg, weiter von der Wand ab.

Der Anwalt holte sich eine Kerze und kehrte in den kleinen Raum

zurück.

Der Schrank war abgerückt worden.

Hinter dem Schrank gab es einen Durchgang, der in einen Anbau führte, der in den Felsen gehauen sein mußte.

MacCarthy entdeckte Fußabdrücke auf dem verstaubten Boden.

Mit der Kerze leuchtete er die dunkle Ecke aus. Er zwängte sich zwischen Schrank und Wand und spähte in den Durchlaß. Dunkelheit und Kälte hauchten ihn an.

Irgend jemand von den Anwesenden hier wußte mehr, als er zugab.

MacCarthy hatte jemand ganz Bestimmtes im Sinn.

Er kam mit seinen Gedanken nicht von Nyreen Matobish los.

Diese fremde junge Frau erschien ihm in einem immer rätselhafteren Licht.

Niemand wußte, woher sie stammte. Eltern hatte sie nicht. Selbst Lawrence Clearwater hatte keine Angehörigen ausfindig machen können.

MacCarthy fühlte sich wie auf einer Entdeckungsreise.

Vielleicht war der Matobish ein Versteck bekannt, von dem niemand sonst eine Ahnung hatte.

Mit angespannten Sinnen verschwand er in dem Durchlaß, der zu dem Felsentunnel führte.

*

Nyreen Matobish wurde von einer unerklärlichen inneren Unruhe getrieben.

Sie hatte es kaum erwarten können, bis alle sich auf ihren Zimmern zurückgezogen hatten.

Nyreen war zwar auf ihr Zimmer gegangen, hatte aber wie in Trance auf dem Sofa gesessen und vor sich hingestarrt.

Sie hatte bei ihrem Streifzug durch das Haus und die Einsiedlerklause etwas entdeckt, was den anderen nicht aufgefallen war.

Der Staubteppich um den Schrank herum war nicht gleichmäßig stark abgenutzt gewesen. Und im gleichen Augenblick, als sie das erkannt hatte, war sie davon überzeugt, daß es hinter dem Schrank einen Durchlaß gab.

Dieser Gedanke erfüllte sie mit solcher Macht, daß sie darüber erschrak.

Sie wußte einfach, daß es hinter der Schrankwand ein Loch gab, das in einen geheimen Bezirk des »Macgullyghosh-House« führte.

Sie hatte gehofft, daß MacCarthy bald nachdem die anderen gegangen waren, ebenfalls die Kerzen und Lampen löschen würde.

Aber diesen Gefallen hatte er ihr nicht getan.

Sie aber hatte es nicht länger erwarten können, den Geheimgang aufzusuchen und herauszufinden, ob es ihn wirklich gab.

Es hatte ihr ein wenig Mühe bereitet, den Schrank abzurücken. Aber es war ihr gelungen. Unbemerkt war sie in das Dunkel gehuscht, hatte eine Kerze angezündet und folgte dem Gang bis vor eine massive Tür.

Ein Holzriegel lag vor der Tür. Den brauchte sie nur abzunehmen.

Nyreen Matobishs Gesicht war sehr ernst. Weder Furcht noch Unsicherheit beirrten sie. Dieser Weg, diese Umgebung waren ihr seltsam vertraut.

Wie kam das?

Sie hatte das Gefühl, zu Hause zu sein. Sie kannte hier jeden Fußbreit Boden.

Vorsichtig öffnete sie die Tür. Knarrend schwang sie nach innen.

Die Kerze leuchtete in den kleinen, geheimen Raum, in den Kiuna Macgullyghosh oft ihre rätselhaften Besuche gemacht hatte.

Kellerluft schlug Nyreen Matobish entgegen.

Hinter dem brüchigen Vorhang, der irgendwann einmal pechschwarz gewesen war, hing ein riesiger Spiegel, der bis an die Decke reichte.

Schräg dem Spiegel gegenüber stand ein alter Tisch. Davor ein Stuhl, auf dem Stuhl saß eine menschliche Gestalt.

Nyreen Matobish erschrak nicht.

Ein brüchiges, graues Gewand mit Kapuze umhüllte die Gestalt.

Vierhundert Jahre hatten Fleisch und Haut zerfallen lassen. Zurückgeblieben war nur noch das Skelett.

Die rechte Knochenhand hielt einen Stab, auf dem ein Drudenstern befestigt war.

Lautlos wie ein Schatten schob sich Nyreen Matobish näher. Das Kerzenlicht überhuschte den Totenschädel. Unter der Kapuze sahen die Strähnen verblichener, schulterlanger Haare hervor, die einst flammend rot gewesen waren.

Nyreen Matobish schloß die Augen. Ein Zittern machte sie ihres Körpers bewußt.

»Mein Körper«, packte sie die Erkenntnis, »der nicht mein Körper ist. Ich habe ihn mir geliehen. Einer von den vielen, die ich in vier Jahrhunderten geliehen habe, bis ich endlich in den Körper heimkehren darf, der – mein Körper ist.«

Mit einem Mal verstand sie Lawrence Clearwater. Der Antiquitätenhändler kannte durch das Buch des Einsiedlers Tabor die Geschichte und das Geheimnis des »Macgullyghosh-House«. Er erfuhr von dem Fluch, den Kiuna Macgullyghosh ausgestoßen hatte. Sie hatte versprochen wiederzukommen.

Lawrence Clearwater hatte den Text wie kein zweiter studiert. Seele und Geist Kiunas waren in den Körper eines neugeborenen Kindes gefahren. Die Eltern zogen ein Mädchen groß, dessen Leib ihr Kind war, aber seine Seele war Kiuna Macgullyghosh.

Seitdem hatte sie hundertmal einen alten Körper verlassen und war in einen neugeborenen eingezogen, in dem sie geblieben war – ein Leben lang.

Nun war sie im Körper der Nyreen Matobish zu Gast und stand hier vor ihrem eigenen Körper.

Der Antiquitätenhändler Lawrence Clearwater hatte ihr zu dieser entscheidenden Begegnung verholten, nicht weil er das gewollte hätte. Er war hier – im Hause Kiunas, der Druidin – zu einem Werkzeug des Fluches geworden, der nach Erfüllung drängte.

Kiuna Macgullyghoshs Reise durch die Zeiten war zu Ende.

Ein gefährliches Lachen kam über die schönen Lippen der jungen Nyreen, die plötzlich nicht mehr wie ein liebreizendes Mädchen aussah. Ihre Schönheit verlor sich nicht. Aber es war plötzlich eine satanische, teuflische Schönheit, die ihre rassigen Züge beherrschte.

Nyreen Matobish stellte die brennende Kerze auf den Tisch vor dem Körper, der ihr vor vierhundert Jahren gehört hatte.

Sie schwankte. Geist und Seele fuhren aus.

Nyreen Matobish fiel entseelt zu Boden.

Unsichtbar vollzog sich der makabre Wandel.

Das Knochengerüst in dem brüchigen Umhang straffte sich, die Finger umschlossen fester das Drudenzepter. Rasselnd fielen die durchgerosteten Kettenglieder vom Körper ab, als das Skelett sich vom Stuhl erhob und sich über die entseelte Irin beugte.

Kiuna Macgullyghosh schlug ihre Zähne in den weißen Hals von Nyreen Matobish und schlürfte ihr Blut.

Der Fluch der Druidin sollte sich erfüllen.

*

John MacCarthy hielt den Atem an, als er um die Biegung kam und den schwachen flackernden Kerzenschein vor sich sah.

Der Anwalt näherte sich der halboffenstehenden Tür, warf einen Blick durch den Spalt.

Das erste, was er sah, waren zwei schlanke Beine. Ausgestreckt lag Nyreen Matobish auf dem Boden.

Jemand beugte sich über sie. Ein Fremder in einem grauen Umhang.

Mit wem steckte Nyreen Matobish unter einer Decke?

Hatte sie sich hier mit jemandem verabredet? Gab es die Schatzkiste hier hinten in diesem abseits gelegenen Raum?

John MacCarthy wollte es genau wissen.

Lautlos blies er seine Kerze aus, ließ das heiße Wachs zu Boden tropfen und nahm den eisernen Kerzenleuchter umgedreht als Waffe in die Hand. Für alle Eventualitäten.

Er passierte den Türspalt auf Zehenspitzen.

Er setzte zum Sprechen an. Aber kein artikulierter Laut kam über seine Lippen.

Seine Augen traten aus den Höhlen, als die Gestalt in dem grauen Umhang sich langsam umdrehte und der Totenschädel ihn angrinste.

Blut klebte an den gefletschten Zähnen.

Kiuna Macgullyghosh richtete sich zu voller Größe auf.

»Neeein!« John MacCarthys Lippen verzogen sich im Krampf.

Kiuna Macgullyghosh streckte ihre knochige Rechte nach ihm aus.

Der Anwalt wich zurück. Scheppernd knallte der eiserne Kerzenleuchter auf den felsigen Boden, als er MacCarthys zitternden Fingern entfiel.

In seiner Panik verwechselte MacCarthy links mit rechts. So wurde er von der Druidin in die Ecke neben der Tür gedrängt.

Der Fluchtweg war ihm abgeschnitten.

Das furchterregende Skelett stieß gegen die Tür und drückte sie zu.

Kalter Schweiß brach John MacCarthy aus allen Poren.

Der Anwalt tastete sich an der rauhen, kalten Wand entlang und ließ das Skelett nicht aus den Augen.

Er stieß mit dem Rücken gegen den Stuhl, ging darum herum, umfaßte die Lehne und riß den Stuhl mit einem wilden Aufschrei hoch.

Dann schlug er zu.

Der Stuhl traf die unheimliche Hexe mit voller Wucht.

Die Lehne krachte Kiuna Macgullyghosh auf den Schädel. Die Kapuze flog zurück, gab den Totenkopf mit den farblosen Haaren frei.

Es krachte und knirschte.

Die Stuhllehne zersplitterte, das morsche, trockene Holz zerfiel in seine Einzelteile. Kiuna Macgullyghosh aber wurde nur kurz aufgehalten.

Noch ein Stuhlbein hielt John MacCarthy in der Hand, Wütend, mit totenblassem Gesicht schleuderte er es gegen die Druidin.

Das Wurfgeschoß traf das Totengesicht. Aber auch das hielt sie nicht auf. Kiuna Macgullyghosh setzte ihren Weg auf MacCarthy fort.

MacCarthy fühlte sein Herz bis zum Hals schlagen.

Gehetzt blickte er sich um. Der Raum war klein. Wenn er in die Ecke gedrängt war, gab es kein weiteres Zurückweichen mehr.

Unter seinen Füßen lag Nyreen Matobish. Ihr weißer Körper enthielt keinen Tropfen Blut mehr.

MacCarthy war eine Sekunde lang unaufmerksam.

Er stieß mit dem linken Fuß gegen den ausgestreckten Arm der toten Nyreen Matobish, taumelte und griff nach Halt suchend um sich.

Während er nach hinten fiel, sah er mit schreckgeweiteten Augen, wie das Skelett langsam aber unaufhörlich wie eine Maschine auf ihn zuschlurfte.

Er war verloren.

Im Fallen registrierte er, daß er sich wahrscheinlich die Hand verletzen würde, wenn er jetzt gegen den Spiegel stieß.

Die riesige, mattschimmernde Glasfläche nahm die ganze Wand ein.

MacCarthy konnte seine Hand nicht mehr zurückreißen. Aber sie knallte nicht auf das Glas, sie tauchte ein wie in einen durchsichtigen Gelee.

Der Spiegel war kein Spiegel, er war ein Tor zu einer andern Welt.

MacCarthy verschwand hinter der mattglänzenden Fläche, die er passiert hatte wie Luft.

Sekundenlang war er benommen und blickte sich mit fiebrig glänzenden Augen in der glosenden Finsternis um.

Er tastete die Rückseite des Spiegels ab, den er eben passiert hatte. Aber da war eine Wand, kalt, rauh und hart. Ihm war, als würde ihm ein Eiszapfen durch den Körper getrieben.

Es gab keine Rückkehr mehr.

*

Kiuna Macgullyghosh näherte sich dem Spiegel und blieb davor stehen. Auf dem mattglänzenden Spiegel erschien kein Bild. Selbst wenn dort eines erschienen wäre, hätte sie es nicht wahrnehmen können.

Die Augenhöhlen ihres Schädels waren leer.

Und doch fand sie sich zurecht.

Mit traumwandlerischer Sicherheit passierte sie den Durchlaß und kehrte zurück in das bienenkorbähnliche Haus, aus dem sie vor vierhundert Jahren vor dem Hexenjäger und seinem Gehilfen geflohen war.

*

Carminia Brado blickte besorgt auf Sophokles, der Mühe hatte, die Jacht durch die aufgewühlte See zu steuern.

Mitten in der Nacht waren sie aufgebrochen und hatten ihren Ankerplatz vor der »Delphin« verlassen.

Der Wetterbericht hatte ein schweres Unwetter angesagt.

Björn Hellmark, der den ganzen Tag über mit der restlichen

Besatzung der »Delphin« an der Reparatur des Bathyskaphs gearbeitet hatte, befand sich nicht bei ihnen an Bord.

Er war noch vor Mitternacht mit dem Bathyskaph getaucht. Er hielt es für sicherer, wenn Carminia und Sophokles in einer windgeschützten Bucht vor Anker gingen. Es bestand kein zwingender Grund, daß sie mit der leichten Jacht einen Sturm auf hoher See über sich ergehen lassen mußten. Obwohl die »Seejungfrau« von hoher Seetüchtigkeit war, wollte er nicht seine beiden Begleiter unnötig in Gefahr bringen.

Die »Delphin« blieb zurück. Auf ihr waren alle Vorbereitungen getroffen worden, um den Sturm gelassen abzuwarten.

Die Wetterlage war unangenehm, aber für erfahrene Seeleute zu ertragen.

Die kupferfarbene Brasilianerin stand neben dem jungen Griechen in dem geräumigen Cockpit der Hochseejacht.

Regen prasselte auf das Boot, Wellen spülten über das Deck, eine Flut von Wasser preschte gegen die Fenster. Die Scheibenwischer vermochten die Wassermengen nicht mehr zu verdrängen.

Sophokles hielt mit seinen muskulösen Händen das Steuerrad umfaßt.

»Sieht geradeso aus, als wären wir doch etwas zu spät aufgebrochen«, bemerkte Carminia besorgt. Ihre dunklen Kirschenaugen blickten aufmerksam.

Sie mußte sich festhalten. Die See rollte.

Plötzlich waren sie ganz unten. Eine Wand aus Wasser baute sich vor ihnen auf. Spitz und steil jagte die »Seejungfrau« auf die Wasserwand zu, wurde hochgehoben, jagte über die aufgewühlte See hinweg, von heftigen Sturmböen getrieben.

»Ich mache mir Sorgen um Björn«, sagte der Grieche leise. »Wenn er jetzt noch unten ist, dürfte es schwierig sein, ihn an Bord zu bekommen, wenn er auftaucht. Bei der See.«

»Er hat Sauerstoffvorrat für acht Stunden dabei. Bis dahin kann alles vorbei sein.« Carminia Brado klammerte sich an die Haltegriffe. Sie wußte manchmal nicht, ob der Himmel unten und das Meer oben waren. Alles bildete eine einzige graue, trübe, aufgepeitschte Masse.

Der Wind pfiff und jaulte, Wellen spülten donnernd gegen die Jacht, trieben sie in eine Richtung, die Sophokles gar nicht ansteuerte. Der muskulöse junge Grieche stand wie ein Felsen hinter dem Steuer und versuchte das Schiff auf dem richtigen Kurs zu halten. Ständig wanderten seine Blicke zum Kompaß.

Ein Brecher krachte wie eine Mauer auf das Vorschiff.

Die Jacht sackte wie ein Stein mit dem Bug in die Tiefe. Eine Sturmbö drückte sie von der Seite herum.

Carminia Brado verlor den Halt. Auch Sophokles konnte sich nicht

mehr auf den Beinen halten. Er wurde herumgerissen. Das Steuer entglitt seinen Fingern. Es raste herum, als wäre ein rasend schnell laufender Motor daran angeschlossen.

Der Grieche fiel so unglücklich, daß er mit dem Kopf gegen die Bank neben dem Eingang zum Cockpit schlug.

Ohne einen Mucks von sich zu geben fiel sein Kopf auf die Brust, und wie eine große Puppe wurde der schlaffe, bewußtlose Grieche in dem Cockpit hin und her geschleudert.

»Sophokles!« schrie die Brasilianerin auf.

Sie klammerte sich an die Bank, rutschte auf den Bewußtlosen zu. Eine Platzwunde zeigte sich an Sophokles Hinterkopf. Wie ein Ball wurde Carminia Brado auf die andere Seite gestoßen, als die Wucht eines weiteren Brechers das kleine, sich drehende Boot traf.

Carminia rollte über den Boden und landete an der anderen Wand. Die Jacht legte sich bedrohlich auf die Seite. Eine Flut von Wasser schwemmte auf die Glasverkleidung des Cockpits zu. Carminia hatte das Gefühl, sich in einem Unterseeboot zu befinden. Sie sah keinen Himmel mehr, keinen Horizont.

Die Brasilianerin raffte sich auf. Unter großer Mühe gelang es ihr, sich bis zum Steuerrad vorzukämpfen.

Sie mußte versuchen, das Bot wieder in die Hand zu bekommen. An der Seite Björn Hellmarks hatte sie manche Mittelmeerfahrt unternommen. Sie hatte die »Seejungfrau« schon selbst geführt, verstand damit umzugehen. Auch Schlechtwetterbedingungen hatte sie schon durchgestanden. Aber so schlimm wie heute hatte sie es noch nicht erlebt.

Die Jacht war außer Kontrolle geraten.

Wind und Wellen spielten mit ihr.

Tief und schwarz hingen die Wolken herab.

Carminia wußte nicht, wo sie sich befand.

Die nächste Viertelstunde war die schlimmste.

Sie kam ihr vor wie eine Ewigkeit.

Sophokles kam in dieser Zeit nicht zu sich, es war ihr unmöglich, sich um ihn zu kümmern.

Das schlingernde, jagende, dem Unwetter ausgesetzte Boot verlangte ihren Einsatz, all ihre Körperkräfte.

In der brausenden Schwärze vor sich glaubte sie plötzlich die Umrisse von hochragenden Felsen wahrzunehmen.

Eine Steilküste? Land! Eine Bucht!

Es ging alles blitzschnell.

Es krachte, und ein häßliches Quietschen mischte sich unter das Fauchen und Toben des Sturms.

Ein spitzer Fels ritzte den Rumpf der Jacht.

Die »Seejungfrau« wurde gepackt und gegen den Felsen

geschleudert.

Carminia Brado flog wie ein Spielball durch die Luft. Eines der Sicherheitsgläser im Cockpit zeigte Risse und Sprünge.

Es knirschte im Rumpf des Bootes.

Eine riesige Welle spülte die Jacht wie ein Papierschiff auf die flache, felsige Landzunge. Ruckartig kippte das Boot um.

Carminia Brado wurde mit Wucht auf die andere Seite geschleudert und prallte gegen die Wand. Ihre Glieder streckten sich.

Bewegungsunfähig rollte sie von der Wand ab durch die ganze Kabine und durch die aufgeflogene Tür hinaus aufs Deck. Wasser schwappte über sie hinweg, durchnäßte sie im Nu.

Sie merkte nichts mehr von der Nässe und von der Kälte.

Sie hatte das Bewußtsein verloren.

In einem breiten Strom ergoß sich das Wasser in den lecken Rumpf der »Seejungfrau«.

Carminias regloser Körper wurde auf die andere Seite der Reling gespült, wo er hängenblieb.

*

Der Himmel öffnete alle Schleusen. Sand und Schlamm spülte von der nahen Steilküste herab, und Wasserbäche sprudelten zwischen den Ritzen und Spalten der zerklüfteten Felsen.

Nur fünfhundert Meter von der Landzunge entfernt hinter dem dornigen Gestrüpp und den abgeflachten Hügeln versteckt lag das Haus von Kiuna Macgullyghosh.

Die manövrierunfähige Jacht von Björn Hellmark war an die Westseite von Inishkeere gespült worden.

*

Björn Hellmark merkte nichts von dem Unwetter. Er ahnte nichts von dem Unheil, das über die Jacht und ihre Besatzung hereingebrochen war.

Der Deutsche steuerte das reparierte Tauchboot quer durch die riesige Felsenhalle.

Wie ein Riesenteppich lag das gallertartige Ungeheuer prall und schwammig auf dem Meeresgrund, der in Wirklichkeit Teil eines Landstriches war, auf dem vor -zig Jahren eine hochentwickelte Rasse existiert hatte.

Das Gallertwesen war ein Überbleibsel aus dieser Zeit.

Nach seinem ersten Abenteuer, das er als Macabros, als Hellmark II, hier unten erlebt, hatte es ihn mit beinahe hypnotischer Macht wieder in die Tiefe gezogen. Er wollte und mußte mehr wissen. Vor

allen Dingen mußte er wissen, warum alle anderen, die hier eingedrungen waren, nicht mehr zurückkehrten, während Hellmark II ungeschoren geblieben war. Am Ende hatte er das der Tatsache zugeschrieben, daß sein Doppelkörper zwar optisch wahrnehmbar, aber in der Substanz so ungewöhnlich war, daß das Gallertungeheuer ihn nicht wittern konnte.

Aber auch jetzt rührte sich das Schleimwesen nicht, obwohl er in einem, Bathyskaph gekommen war und das schwarze Felsentor passiert hatte.

Warum ließ es ihn links liegen? Was hatte das zu bedeuten?

Hellmark glitt mit dem Einmann-Tauchboot mehrere Male über den Gallertteppich. Das Ungetüm hatte eine Ausdehnung von einem Quadratkilometer. Es konnte seine Form beliebig wechseln wie ein Amöbe.

Hellmark gewann den Eindruck, daß zwischen den seltsamen Türmen und gezackten Mauern ein riesiger Marktplatz lag, der von dem Gallertwesen genau zugedeckt wurde.

Die versunkene Stadt machte den Eindruck, als sei sie gar nicht verlassen.

Björn Hellmark hatte das Gefühl, ständig von zahllosen Augen beobachtet zu werden.

Er glitt mehrmals an der Mauer vorbei, die er bei seinem ersten Besuch als Macabros halbtransparent in Erinnerung hatte.

Jetzt zeigte sie sich ihm undurchsichtig und massiv.

Er glitt mit dem Einmann-Tauchboot tiefer in die Stadt hinein.

Wo die zerbrochenen fremdartigen Türme dichter standen und von Schlick und Algen turmhoch überwuchert wurden, stieß er auf die ersten Fischschwärme. Vorn in der Felsenhalle hatte er keinen einzigen Fisch gesehen.

Etwas Längliches, Weiches, Aufgequollenes glitt lautlos an der rechten Seite des Bathyskaph vorbei.

Ein Mensch.

Fische hatten ihn angefressen. Aber es war noch mehr mit ihm passiert.

Er hatte keine Augen mehr, und an dem Loch in seiner Bauchdecke, das die Fische inzwischen gerissen hatten, konnte man sehen, daß von dem Körper nur noch das Knochengerüst und die Haut vorhanden waren.

Der Körper war ausgesaugt worden.

Hellmark mußte an den Angriff des Gallertwesens denken, das seinen Säuremantel über Brendans Bathyskaph gestülpt, das Tauchboot geknackt und aufgerissen hatte, als wäre die Hülle nicht mehr als ein dünner Gummi gewesen. Brendan war im Körper des Ungeheuers verschwunden und nicht wieder aufgetaucht.

Als Hellmark sich vorstellte, auf welche Weise Brendan und seine beiden Vorgänger vermutlich ums Leben gekommen waren, drehte sich ihm der Magen um.

Er glitt durch den Algenwald, in der Hoffnung auch das Schicksal der beiden anderen Besatzungsmitglieder zu klären.

Aber von ihnen fand er nichts mehr.

Er kehrte zum Platz zurück, diesmal auf die andere Seite der Mauer.

Es war unmöglich, Alex Rathly einen Bericht von dem zu geben, was er hier unten entdeckt hatte. Seit seinem Eindringen in die Felsenhalle waren alle Funkkontakte nach oben abgebrochen. Keiner konnte den anderen erreichen.

Er glitt mit dem Bathyskaph an der Mauer entlang in eine ausgedehnte Höhle hinein. Grünes Licht empfing ihn. Tangfetzen schwebten vorüber.

Hellmark starrte auf die Mauer, die unbehaglich näher kam. Er riß das Steuer herum. Aber es gehorchte nicht. Kräfte, die stärker waren als die Motoren des Tauchbootes, drückten den Bathyskaph unaufhaltsam auf die Mauer zu.

Hellmark erwartete in jeder Sekunde den Aufprall und damit das Ende seiner Expedition.

Aber dann drang das Boot in die Mauer ein. Dunkelheit und Stille umfing Boot und Mann. Und als sich wieder etwas erkennen ließ, stellte Hellmark fest, daß sich der Bathyskaph nicht mehr unter Wasser befand, sondern auf der Wasseroberfläche schwamm.

Hellmark glaubte, vor einer großen Entdeckung zu stehen. Er hatte Alex Rathly gegenüber behauptet, es müsse am Meeresboden Höhlen geben, in die riesige Sauerstoffblasen eingeschlossen wären.

Hellmark glaubte, mit seiner Behauptung recht zu haben. Er wagte es, die Kuppel des Tauchbootes zu öffnen. Reine und feuchte Luft strömte ihm entgegen.

Am liebsten hätte er Rathly angerufen und ihm seinen Triumph mitgeteilt. Aber die Funkverbindung war immer noch unterbrochen.

Seine Jacht »Seejungfrau« fiel ihm ein und Carminia. Was würden sein Schiff und Sophokles machen? Hatte sich das Wetter verschlechtert?

Aber ebenso schnell, wie diese Gedanken gekommen waren, verschwanden sie auch wieder.

Er wurde beherrscht von dem umwerfenden Erlebnis, daß er in die fremde Stadt unter dem Meer eingedrungen war und daß es hier große Höhlen gab, in denen der Mensch leben und atmen konnte.

Hellmark hatte damit gerechnet. Oder hatte er es gewußt?

Hatte Al Nafuur irgendwann einmal darüber gesprochen? Hellmark konnte sich nicht erinnern. Al Nafuur hatte immer nur davon

gesprochen, daß die versunkene Nordspitze von Xantilon voller Geheimnisse stecke und daß Hellmark sie gründlich erforschen solle. Darum sollte er Rathly dazu bringen, mit der »Delphin« das Gebiet zu verlassen und die Suche nach dem Goldschiff aufzugeben.

Hellmark drängte sich das Gefühl auf, als wolle Al Nafuur ihn eine Entdeckung machen lassen, über die er entweder nicht sprechen konnte oder nicht reden wollte.

Aber warum sich darüber den Kopf zerbrechen? Hellmark war in der versunkenen Stadt. Er konnte das Geheimnis aufspüren und zum Reden bringen.

Er drosselte die Geschwindigkeit des Tauchbootes und steuerte es auf ein flaches Felsplateau zu, das sich ihm wie ein gewachsener Steg entgegenschob. Er machte fest und sah sich um.

Von oben strahlte ein kaltes, blaues Licht. Die Lichtquelle war nicht auszumachen. Ringsum öffneten sich in den Mauern tunnelartige Eingänge. Sie waren durch breite Felswege miteinander verbunden.

Hellmark verließ den Bathyskaph und vertäute ihn sorgfältig an einer vorspringenden Felsnase, damit er nicht abgetrieben werden konnte.

Dann machte sich Hellmark auf einen Rundgang. Er trug einen anthrazitfarbenen Taucheranzug mit gelben Streifen. In der Rechten hielt er eine Stablampe.

Seine Schritte hallten auf dem nackten Felsen. Er ging auf einen der torähnlichen Durchlässe zu.

Eine überwältigende Stille, die es auf der Erde nicht mehr gab, erfüllte den Raum.

Er passierte den Durchgang und kam in eine ovale Halle. Farbige Mosaiken bedeckten den Boden mit seltsamen Zeichen und Bildern. Rot und schwarz waren die dominierenden Farben. Gewaltige Fabelwesen herrschten vor.

Das grüne Licht der Halle und die Bilder und Zeichen weckten eine geisterhafte, düstere Stimmung.

Hellmark kam durch labyrinthische Gänge, an Säulen vorüber, wie sie in Form und Architektur keinem menschlichen Geist entsprungen sein konnten.

Und doch hatten hier einmal denkende und fühlende Wesen existiert, menschenähnliche Geschöpfe, das Volk von Xantilon, das Volk, dem Al Nafuur angehört hatte.

Das Böse, Dämonische bestimmte die Architektur und die Mosaikbilder.

Björn Hellmark verspürte Angst. Aber die Neugierde war stärker. Er bemerkte nicht, daß er die Stablampe, die er hier nicht als Leuchtkörper benötigte, wie einen Schlagstock umfaßte.

Die Hallen und Gänge, die er passierte, schienen endlos.

Er registrierte richtig, daß er sich hinter der Mauer befand, die er von außen gesehen hatte.

Im Mittelpunkt der Halle entdeckte er einen großen, schimmernden Würfel. Es schien ein Altar zu sein.

Hellmark trat darauf zu.

Der schimmernde Würfel war oben offen. In der Mitte des Würfels schwebten ein Schwert und ein längliches, schmales Buch. Der Einband glitzerte wie eine Goldfolie, auf die ein gebündelter Lichtstrahl fiel.

Hellmark war noch einen Schritt von dem Würfel entfernt, als etwas Merkwürdiges geschah.

Der grüne Nebel vor der Wand verflüchtigte sich, und die Wand wurde durchsichtig.

Hellmark glaubte, vor einer riesigen Leinwand zu stehen.

Hinter der Wand sah er das fluoreszierende Meer, die windschiefen Türme und Mauern, den riesigen Marktplatz, auf dem das Gallertmonster lag.

Er blickte hinaus in eine Welt, die er kannte und die er selbst vorhin mit dem Bathyskaph durchquert hatte.

Minutenlang starrte er gebannt auf die faszinierende Szenerie.

Es war erregend sich vorzustellen, daß er auf dem Boden einer versunkenen Stadt stand, in einer von Felsen eingeschlossenen Luftblase und über sich den atlantischen Ozean.

Björn Hellmark drehte sich ganz langsam um seine Achse. Aber niemand befand sich in seiner Nähe.

Die Erregung und die Unruhe in ihm wuchsen.

Er entschloß sich, seine Exkursion hier abzubrechen, zurückzukehren, aber zum Beweis seiner hiesigen Anwesenheit etwas mitzunehmen, das er von einem Spezialisten untersuchen lassen konnte.

Buch und Schwert.

Seine Rechte senkte sich in den Würfel.

Er griff zuerst nach dem Schwert. Diamanten glitzerten auf dem Griff. Die Schneide blinkte, als sei sie eben erst poliert worden.

Das Schwert war leicht wie eine Feder und lag wie angegossen in seiner Hand. Hellmark, der sich sportlich schon mit Erfolg im Degenfechten versucht hatte, bewunderte die Arbeit.

Da kam irgendwoher eine Stimme.

»Es steht geschrieben: einer wird kommen, und weder Thleomorphab noch sonst jemand wird sein Eindringen verhindern. Er wird nach dem Schwert des 'Toten Gottes' greifen. Er wird es herausnehmen und in seiner Hand halten, als wäre es für ihn geschmiedet worden. Und niemand sonst als er wird in der Lage sein, dieses Schwert zu heben. In diesem Augenblick wird die große

Schlacht eröffnet sein. Die zweite Runde des Kampfes zwischen den 'Weißen Priestern' und den 'Schwarzen' beginnt. Niemand kennt den Ausgang. Die Hölle wird ihre Helfershelfer und Dämonen ausschicken, um ihn zu vernichten. Und im Endkampf wird sich zeigen, wer die Welt 'Marlos' in Besitz nehmen wird.«

Die Stimme dröhnte in ihm. Im ersten Augenblick glaubte Hellmark, es sei Al Nafuur, der sich nach langer Zeit wieder an ihn wandte. Aber dies war ein anderer, ein fremder telepathischer Strom, der in sein Bewußtsein drang.

Der Deutsche wirbelte herum, das Schwert in der Hand.

Er stand nicht mehr allein in der gespenstischen Halle.

*

John MacCarthy tastete sich an der schwarzen, glitschigen Wand entlang.

Er spürte ein Kribbeln im ganzen Körper und erinnerte sich der schlechten Gedanken, die ihn zeit seines Lebens erfüllt hatten.

Das Böse, das wie das Gute in jedem Menschen steckt, gewann die Überhand.

Hier in dieser verhexten Atmosphäre drang all das an die Oberfläche, was er im Zusammenleben mit den Menschen verdrängt hatte. Und hier wurde nicht nur der Geist frei, hier veränderte sich auch der Körper.

Die bösartige Atmosphäre entwickelte Kräfte, die in der dritten Dimension nicht möglich waren. Hier hatte Kiuna Macgullyghosh gewirkt. Ein Leben lang hatte sie die Gesetze der Druiden befolgt, hatte Böses getan, um Macht zu gewinnen. Mit Hilfe finsterer Mächte gewann sie Macht über das Leben anderer.

Kiuna Macgullyghosh kannte als einzige die wahre Bedeutung des Zauberspiegels. Nach Erfüllung der Befehle des Satans war sie berechtigt, die grauenhafte Welt kennenzulernen, aus der sie ihre Macht bezog.

John MacCarthy fühlte sich wie von einem Sog mitgerissen. Er taumelte in das Dunkel, das von einem gespenstischen Glosen erfüllt war. Schwefliger Geruch hauchte ihn an.

Seine Fingernägel wuchsen, seine Finger krümmten sich zu Krallen. Seine Haut wurde schleimig und schwammig.

Schuppen zeigten sich auf seinem Gesicht, und seine Augen traten glotzend hervor, so daß sein Gesicht froschähnlich wurde.

Es stank entsetzlich, und giftige Dämpfe wehten vorüber.

Seltsamerweise wußte er, wo er sich befand.

Es war die Welt, die auch Kiuna Macgullyghosh des öfteren aufgesucht hatte. Hier hatten die schrecklichen Riten stattgefunden,

Teufelsanbetung und Hexensabbat. Es gab ihn wirklich, den Tanzplatz des Satans. Wovon in alten Hexenberichten immer wieder die Rede war und wo die zum Tode verurteilten Hexen ihre Richter niemals hinführten, das bekam er mit seinen eigenen Augen zu sehen.

Ein geheimnisvolles Tor führte hierher. Die legendären Hexenspiegel, ein Attribut das man niemals richtig deuten konnte, waren in Wirklichkeit Passagen zur Unterwelt.

Schemen tauchten vor ihm auf. Gestalten wie er. Schreckensgeschöpfe der Hölle.

Sie waren alle nackt, und ihre schwammigen Füße klatschten auf dem dampfenden, schwefeligen Boden.

Gelblich-grüne Nebelschleier flatterten umher.

Unförmige schuppenbedeckte Menschenleiber schoben sich dichtgedrängt auf ihn zu. Große, rollende Augen sahen ihn an.

Ein Neuer war angekommen. Nach langer Zeit.

Er hatte die Grenze zum Reich des Grauens passiert.

Auch für ihn gab es keine Rückkehr mehr, wie es für sie keine mehr gegeben hatte.

Mit Kichern und Quaken und Schmatzen begrüßten ihn alle, die ihn erwartet hatten und schon lange Zeit vor ihm angekommen waren.

In der Ferne sah er stumpfe Vulkankegel. Von dort her kam das rötliche Glosen. Die Luft war heiß und stickig.

John MacCarthy fühlte ein Grauen in sich aufsteigen. Etwas in seiner Erinnerung sagte ihm, daß er nicht hierhergehörte.

Doch er brachte nicht die Kraft auf, sich loszureißen, zurückzurennen und einen Ausgang aus diesem schrecklichen Gefängnis zu suchen.

Da kam ihm eine Erkenntnis.

Lawrence Clearwater hatte das Werk des Einsiedlers Tabor eingehend studiert. Als er Nyreen Matobish begegnete, war klar für ihn, daß er der Inkarnation Kiuna Macgullyghoshs gegenüberstand. Daraufhin änderte er sein Testament.

Zuvor sollte sein ganzes Vermögen wohltätigen Zwecken zugeführt werden.

Doch dann besann er sich eines anderen.

Er wollte all die Menschen, die er haßte, einer furchtbaren Strafe zuführen. Er hatte gehofft, daß mit der Ankunft Nyreen Matobishs in dieses Haus einiges in Bewegung geraten würde. Und diese Hoffnung hatte sich erfüllt.

Lawrence Clearwaters Absicht war für MacCarthy mit einem Male völlig klar.

Immer hatte er über seine Verwandten, auch über seinen eigenen, ungeratenen Sohn geschimpft. Diese Nacht im Hexenhaus hatte er sich für sie ausgedacht. Von Anfang an hatte er gewußt: Wenn seine

Rechnung aufging, dann würde keiner aus der Gruppe das »Macgullyghosh-House« wieder lebend verlassen. Was MacCarthy aber hier erlebte, war schlimmer als der Tod.

Es war die Hölle.

Er spürte sie, er erlebte sie und fühlte seine Hoffnung schwinden, ihr jemals wieder zu entrinnen.

*

»Wer seid ihr?«

Björn Hellmark hatte tausend Fragen auf der Zunge. Noch ehe er seine erste ausgesprochen hatte, empfingen die fünf Fremden, die im Halbkreis vor ihm standen, bereits auf telepathischem Wege seinen Gedankenstrom.

Die Antwort flammte in Hellmarks Bewußtsein auf.

»Wir sind die 'Schwarzen Priester'.«

Sie waren hochgewachsen und trugen das schwarzglänzende Haar zu einem Knoten hochgesteckt. Ihre Gesichter waren scharfgeschnitten, ihre Augen blickten böse und dämonisch. Sie waren Menschen und existierten hier unten in der versunkenen Felsenhalle seit Jahrtausenden. Wie die Gruppe um Al Nafuur hatten auch sie das Rätsel der Unsterblichkeit gelöst.

Aber sie durch Hilfe finsterer Mächte. Sie hatten ihre Seelen verkauft, dienten Dämonen und planten das Reich der Finsternis.

Björn fühlte, daß man auf ihn gewartet hatte.

Aber das war doch nicht möglich.

Verwechselte man ihn?

»Du bist Kaphoon, der Namenlose.« Die Stimme war in ihm. Er wußte nicht, welcher der Fremden zu ihm »sprach«.

»Ihr irrt.« Björn Hellmark stand da mit leicht gespreizten Beinen, in Kampfesstellung, als fürchte er, von den fünf Unsterblichen angegriffen zu werden. Funkelnde Augen musterten ihn. Haß schlug ihm entgegen. Er spürte das körperlich. »Ich bin Björn Hellmark.«

»Du bist Kaphoon, der Sohn des 'Toten Gottes'.«

Was hatte das alles zu bedeuten? Hellmarks Bewußtsein fieberte.

»Es steht weiterhin geschrieben«, fuhr die Stimme fort, »Kaphoon, der Namenlose, wird das Schwert des Vaters zurückholen. Schwert und Gesetzbuch wird er mit sich nehmen. Du bist Kaphoon, und deine Aufgabe besteht darin, dein versprengtes Volk wieder zusammenzurufen und auf Xantilons Südspitze zu vereinen.«

»Aber das ist Unsinn! Ich…« Man unterbrach ihn.

»Du wirst deinen Teil dazu beitragen, daß die Südspitze wieder auftaucht. Aber wir werden das Reich der 'Schwarzen Priester' auferstehen lassen. Darin liegt unsere Auseinandersetzung, die mit der

Entdeckung des Schwerts beginnt, Kaphoon. Wer wird siegen? Niemand weiß es. Du hast den ersten Schritt getan. Und die Prophezeiungen werden sich erfüllen, eine nach der anderen. Die erste aber sagt: du bist Kaphoon, der Sohn des 'Toten Gottes'.« Die Stimme zog sich aus seinem Bewußtsein zurück. Aber nur ganz kurz. Dann war sie wieder in ihm. »Thleomorphab konnte dir nicht im Wege stehen, als du kamst. Das war vorhergesagt. Aber es heißt auch: Thleomorphab wird sich erheben und den Eingang in die Felsenhalle ein für allemal verschließen, sobald Kaphoon das Buch des weißen Gesetzes an sich nimmt.«

»Ich werde euch beweisen, daß Ihr irrt.« Björn Hellmark griff mit der Linken in den Würfel und nahm mit einem Ruck das goldschimmernde Buch heraus.

Er sah, wie die Augen der fünf Priester sich veränderten. Ihre Blicke gingen in eine andere Richtung.

Björn Hellmark folgte ihrem Blick. Er wollte etwas sagen, aber kein Wort kam über seine Lippen.

Er begriff plötzlich, wer mit Thleomorphab gemeint war. Es trat genau das ein, was ihm die Stimme eines der »Schwarzen Priester« gesagt hatte: Thleomorphab, der riesige Gallertkörper stieg vom Boden auf.

Das unheimliche, ungeheuerliche Lebewesen von fast einem Quadratkilometer Ausdehnung glitt wie ein titanenhafter Schatten auf die Mauer zu, kam ganz dicht heran und es sah aus, als wolle das Gallertwesen mit seinem riesigen Körper die Mauer verdecken.

Thleomorphab zog daran vorbei, entfernt sich wie eine aus der Form geratene Qualle.

Dann sah man es nicht mehr.

Björn Hellmark war ratlos.

»Sagt mir alles«, murmelte er, während er noch benommen von dem seltsamen Schauspiel vor der durchsichtigen Wand stand und hinaus blickte auf den großen Platz mit den Türmen und Mauern, den ungewöhnlich gestalteten Säulen und ovalen Kuppeln, die wie knorpelige Auswüchse an den Felswänden wirkten.

Hellmark drehte sich langsam um. »Sagt mir…« der Rest seiner Worte blieb ihm in Halse stecken.

Niemand mehr war da. Die fünf dämonisch aussehenden Gestalten waren verschwunden, als hätte der Erdboden sie verschluckt.

*

Hellmark gewann schnell seine Fassung wieder.

Er rannte durch die anschließenden Hallen und Räume, um dort nachzusehen.

Überall Leere.

Man hatte ihn alleingelassen mit halben Anmerkungen und Andeutungen.

Alles drehte sich im Kreise wie ein Karussell. Er fand keinen Zusammenhang, und doch spürte er, daß hier irgend etwas vorging, das genau ihn betraf.

Er war auf sich allein gestellt und mußte schleunigst an die Oberfläche zurückkehren. Es wurde ihm bange ums Herz, als er an die Andeutung der Fremden dachte. Der riesige Plasmakörper Thleomorphabs sollte den Eingang verschließen.

Er mußte schneller sein als das Ungetüm.

Er begann zu rennen, so schnell er konnte. Das Schwert hielt er in seiner Rechten, das Buch hatte er unter den Arm geklemmt.

Hellmark erreichte die Felsenplattform und eilte die Wand entlang, um an die Stelle zu kommen, wo er den Bathyskaph abgestellt hatte.

Seine Blicke irrten umher.

Die Stelle war leer. Der Bathyskaph war verschwunden.

*

Man spielte ihm übel mit. Das war mehr als ein makabrer Scherz.

Wo war ein Ausweg? Dort – an der gegenüberliegenden schwarzen Felswand!

Hellmark zuckte zusammen.

Da drüben lag die zersplitterte Plastikkuppel, mit der das Einmann-Tauchboot hermetisch abgeschlossen worden war. Sein Bathyskaph war zerstört worden.

Während er sich in der Halle bei den schwarzen Priestern aufhielt, hatte man das Tauchboot zerstört, um seine Rückkehr zu verhindern.

Damit aber war sein Schicksal besiegelt!

Man sah einen Feind in ihm. Man bekämpfte ihn mit allen Mitteln.

War er wirklich Kaphoon, der Namenlose, der Sohn des »Toten Gottes«? Er wußte es nicht. Er wußte überhaupt nichts, aber er hatte gehofft, mehr im Buch der Gesetze darüber zu finden. Wenn eine Entschlüsselung der Texte gelang, hatte er eine Chance, mehr zu erfahren und die Hintergründe zu erkennen. Aber diese Chance war ihm mit der Verhinderung seiner Rückkehr genommen worden. Er brauchte Spezialisten, die altertümliche Sprachen zu entziffern vermochten. Er war dazu allein nicht imstande.

Doch diese Sorgen brauchte er sich nun nicht mehr zu machen.

Er würde bald überhaupt keine Sorgen mehr haben.

Der Rückweg war ihm abgeschnitten.

Ein paar tausend Fuß unterhalb der Meeresoberfläche, eingeschlossen in einen Hohlraum, der von massiven Felsen umgeben

war, würde man ihn niemals wieder finden.

*

Charles Clearwater hatte einen tiefen und festen Schlaf. Egal wo immer er sich aufs Ohr legte, er konnte einschlafen.

Daß er dennoch plötzlich wach wurde, hatte seinen besonderen Grund.

Er hörte einen leisen, unterdrückten Schrei.

War etwas passiert? Ging etwas in dem Hexenhaus vor, von dem jeder erwartete, daß es geschah, von dem aber niemand wußte, wie es geschehen würde?

Clearwater richtete sich in seinem Bett auf. Es war stockfinster.

Die Geräusche kamen aus dem Zimmer nebenan.

Dort waren Tante Jeanny und Onkel Bryan untergebracht.

Hart schlug etwas gegen die Wand, als versuche jemand zu klopfen.

Das Wimmern und Stöhnen verebbte.

Es hörte sich so schrecklich an, daß eine Gänsehaut über Clearwaters Rücken lief.

Er warf die Zudecke beiseite und sprang auf.

Nur mit der Unterhose bekleidet riß er die Tür auf, huschte barfuß über den Flur zu der Tür, hinter der das Ehepaar Fieldshere schlief, und klopfte an. Mehrmals rief er ihre Namen. Niemand antwortete.

Da drückte er die Türklinke herunter. Die Tür war nicht abgeschlossen.

Er starrte in das dunkle Zimmer.

Das Ehepaar lag quer über dem Bett, in einer seltsam verdrehten Stellung.

Tante Jeannys Kopf lag auf der Seite wie abgebrochen.

Onkel Bryans Finger waren in die Kissen verkrallt. Es roch nach Blut. Clearwater näherte sich dem Nachttischchen, tastete nach der tief herabgebrannten Kerze und dem Streichholzschächtelchen und riß ein Hölzchen an.

Im Licht des aufflammenden Streichholzes erkannte er bereits so viel, daß er davon absah, den Kerzendocht anzuflammen.

Jeanny und Bryan Fieldshere waren tot.

Charles Clearwater hörte das leise, schabende Geräusch, dann knallte die Tür zu.

Er warf den Kopf herum.

Was er sah, erfüllte ihm mit Grausen.

Ein Skelett schob sich klappernd auf ihn zu.

Im Licht des verlöschenden Streichholzflämmchens erkannte der Ire das frische Blut auf dem Gewand und den Zähnen.

Der Weg zur Tür war ihm versperrt.

Charles Clearwater schrie laut um Hilfe, während er um das Bett herumging, die Schreckensgestalt nicht aus den Augen ließ.

Sein Rufen und Schreien hallte schaurig durch das nächtliche Hexenhaus.

Er hoffte auf Hilfe.

Aber nichts rührte sich im Haus.

Was war mit Nyreen Matobish? Was mit John MacCarthy? Teilten sie das Schicksal des Fieldsheres?

»Du verrücktes altes Schwein!« preßte Clearwater hervor und meinte damit seinen Vater. Der Alte hatte genau gewußt, was er wollte.

Seine Absicht war es gewesen, sie alle zu vernichten. Er hatte als einziger von ihnen das Geheimnis, den Schrecken dieses Hauses, gekannt.

»Aber nicht mit mir! Nicht mit mir!« Er schrie es heraus, daß die Gläser in der Vitrine neben dem Kleiderschrank klirrten.

Der Weg zur Tür war ihm versperrt.

Charles Clearwater besann sich nicht lange. Kurzentschlossen riß er den Nachttisch herum, hob ihn hoch und schleuderte ihn auf das anrückende Skelett.

Man hätte meinen müssen, die morschen Knochen seien dieser Wucht nicht gewachsen gewesen. Doch nicht ein einziger splitterte, nicht einer brach.

Die unheimliche zu einem gespenstischen Leben erwachte Druidin wurde nur kurz aufgehalten, dann setzte sie unbeirrt ihren Weg auf ihr neues Opfer fort.

Da riß Clearwater das Fenster hinter sich auf und sprang auf die Fensterbank.

Alles wies darauf hin, daß er der Einzige war, der dieser Teufelin entgangen war. Ein Zufall hatte ihn aufwachen lassen.

Die Druidin gab nicht auf. Auch sie näherte sich dem Fenster.

Charles Clearwater sprang hinaus auf den schmalen Dachvorsprung.

Der Regen durchnäßte ihn im Nu. Entschlossen sprang er in die Tiefe und landete in Schlamm und Dreck. Doch der heftige Regen spülte den Schmutz sofort wieder weg.

Clearwater war nicht ganz glücklich aufgekommen. Sein linker Fuß war umgeknickt und verursachte einen stechenden Schmerz.

Eine halbe Minute brauchte er, um auf die Beine zu kommen.

Er mußte von hier verschwinden, ehe das Schreckgespenst erneut auftauchte.

Er torkelte um das Haus herum. Hier hinten führte der Hügel steil bergan.

Seine Augen weiteten sich, als er erkennen mußte, daß die Druidin aus dem Haus kam.

Und direkt auf ihn zusteuerte. Stöhnend humpelte er davon.

Er achtete nicht auf den Schmerz. Er war nur von einem Gedanken erfüllt: weg von hier.

Sein verzweifelter Gedanke trieb ihn zum Dorf Wirtshaus.

Mehr als einmal blickte er sich um, stellte fest, daß er die Druidin offensichtlich abgeschüttelt hatte.

Der Regen troff von seinem Gesicht. Windböen wehten von der See her, erleichterten ihm das Vorwärtskommen.

Charles Clearwater kam an das stockfinstere Wirtshaus.

Keuchend und prustend klopfte er an.

»Aufmachen! Hilfe! Hallo, aufmachen!« Er rief, so laut er konnte.

Gehetzt starrte er hinter sich. Weit und breit noch nichts zu sehen. Ihm kam es so vor, als hätte der Regen etwas nachgelassen, als pfiffe der Wind nicht mehr so stark. Aber wahrscheinlich hatte er sich nur an das Unwetter gewöhnt.

»Aufmachen! Bitte öffnen Sie!«

Seine Stimme überschlug sich, wurde dann zu einem gepeinigten Krächzen, als er sah, daß die unheimliche Gestalt über die aufgeweichte Dorfstraße auf ihn zukam. Kiuna Macgullyghosh hatte seine Fährte nicht verloren.

»Um Himmels willen! So öffnen Sie doch!« Clearwater hämmerte wie ein Wahnsinniger gegen die Tür.

Im ersten Stockwerk war hinter den Fensterläden schwacher Lichtschein zu erkennen.

Ein Fenster wurde geöffnet, der eine Laden vorsichtig nach außen gedrückt.

Eine dunkle Gestalt zeichnete sich vor dem hellerleuchteten Hintergrund ab.

»Hallo, da unten?« dröhnte die Donnerstimme des Wirts. »Was soll der Krach? Sind Sie denn ganz von Gott verlassen, daß…«

»Machen Sie auf, schnell! Ich soll ermordet werden. Ich brauche Hilfe. Die anderen sind alle tot.« Charles Clearwater warf sich gegen die massive Holztür.

In diesem Moment erkannte der Wirt den halbnackten Mann. Sein Blick wurde starr, als er auch die Gestalt bemerkte, die sich unaufhörlich näherschob.

»Gehen Sie!« wisperte der Wirt mit tönloser Stimme.

»Machen Sie auf!« flehte Clearwater. Er schluchzte. Er hämmerte und pochte gegen die Holztür, drückte seine fiebernde Stirn dagegen.

»Verschwinden Sie! Gehen Sie weg von diesem Haus. Ich hatte Sie gewarnt. Ich will mit diesen Dingen nichts zu tun haben!« Die Stimme des Wirts zitterte.

Er zog den Laden vor und verschloß das Fenster. Was er gesehen hatte, erfüllte ihn mit panischem Schrecken. »O mein Gott«, stöhnte er verzweifelt, »sie ist zurückgekommen. Kiuna Macgullyghosh ist im Dorf.«

*

Charles Clearwater warf sich erregt herum.

Hier konnte er keine Hilfe erwarten.

Er mußte seine Flucht fortsetzen.

Es mußte ihm gelingen, anderswo Unterschlupf zu finden.

Wie ein defekter Roboter, mit unkontrollierten Bewegungen setzte er seine Flucht fort.

Er umrundete das Haus, erreichte einen Seitenweg und überquerte einen brachliegenden Acker. Seine Füße versanken in dem schlammigen Boden. Er kam nur schwer vorwärts.

Zum Glück ließ der Regen nach.

Charles Clearwater lief in die Nacht. Das flache Land lag vor ihm.

Er mußte versuchen, irgendwo einen Unterschlupf zu finden, so weit weg wie möglich.

Er war verbittert, weil der Wirt ihn nicht in sein Haus gelassen hatte. Aber dieser Mann wußte genau, was er damit riskierte.

Gab es keinen wirkungsvollen Schutz gegen Kiuna Macgullyghosh?

Das Land stieg leicht an, wurde hügelig.

Vor ihm in der Dunkelheit rauschte das Meer, schlugen die Wellen gegen die Steilküste.

Auf dem Weg dorthin stürzte Clearwater noch mehrmals zu Boden, raffte sich immer wieder auf, taumelte weiter.

Er wußte nicht wie weit er gelaufen war, wie lange. Er hatte überhaupt kein Gefühl mehr.

Ein Boot? Es lag am Strand.

Beim Näherkommen entdeckte er, daß es sich um eine schneeweiße Jacht handelte, die gestrandet war.

Er kletterte über das felsige Gestein hinweg.

Dort mußten Menschen sein, die der Sturm an Land gezwungen hatte. Fremde, die sicherlich keine Furcht vor Kiuna Macgullyghosh hatten und vielleicht sogar bewaffnet waren.

Die Hoffnung gab ihm neuen Mut und verlieh seinem abgekämpften Körper neue Kraft.

Er beschleunigte seinen Lauf, war jedoch schon so fertig, daß er umkippte, über den Boden kriechen mußte, nicht wieder auf die Beine kam und minutenlang wie tot liegenblieb.

Seine Muskeln und Sehnen waren starr und steif.

Er schob sich näher an die Jacht heran, sah eine junge Frau, die an

der Reling lag. Die eine Hand hing schlaff im Wasser. Die Haut war an dem scharfkantigen Felsen aufgerissen.

Aber sie atmete.

Keuchend kroch Clearwater über die Reling.

Die Jacht hing verkantet zwischen zwei mächtigen Felsblöcken.

War nur diese Frau an Bord gewesen? Dieser Gedanke kam ihm absurd vor.

Es gelang Clearwater, sich aufzurichten und einen Blick in die erleuchtete Kabine zu werfen.

Dort rührte sich etwas. Ein junger Mann, offenbar benommen von einem Sturz, kam in diesem Moment zu sich.

Er tastete nach seinem Hinterkopf.

Die Frau stöhnte leise, und Clearwater wurde abgelenkt. Er war auf Schiffbrüchige gestoßen.

Clearwater ging in die Knie und schlug ihr mehrmals leicht auf die Wangen.

»Aufwachen! Hallo! Können Sie mich hören?« Clearwater erschrak vor seiner eigenen Stimme.

Die schöne Fremde war völlig durchnäßt und unterkühlt. Die lange weiße Hose und die türkisfarbige sportliche Bluse klebten an ihrem Körper.

Carminia Brado schlug die Augen auf und wollte etwas sagen, aber nur ein unverständliches, kaum hörbares Murmeln kam über ihre Lippen.

Charles Clearwater hob den Blick, um sich zu vergewissern, ob es ihm gelungen war, die gespenstische Verfolgerin abzuwimmeln.

Verzweifelt ließ er die Arme sinken.

Der Alptraum ging weiter.

Auf der felsigen Landzunge, nur einen Steinwurf von der gestrandeten »Seejungfrau« entfernt, stand Kiuna Macgullyghosh, das blutgierige Skelett.

Die wehenden Fetzen des morschen Gewandes flatterten um die Knochengestalt. Die leeren Augen des Totenschädels waren zu ihm herübergedreht, als könnten sie ihn wahrnehmen.

Die Druidin löste sich von der Stelle und kam langsam durch das seichte Wasser auf ihn zu.

*

Er sah keinen Ausweg.

Und doch konnte Björn Hellmark sich nicht dazu entschließen, sich in eine Ecke zu setzen und tatenlos die Zeit verstreichen zu lassen.

Er mußte versuchen, die fünf »Schwarzen Priester« wiederzufinden. Das war seine einzige Chance. Vorausgesetzt, daß es

überhaupt eine war. Er hatte den Eindruck gewonnen, daß man es nicht besonders gut mit ihm meinte.

Sinnend betrachtete er das blinkende Schwert. Er mußte an die Worte des Fremden denken, der ihm Stellen aus der Schrift zitiert hatte. Er wog das Schwert in der Hand. Es war leicht wie eine Feder. Aber man hatte ihm erklärt, daß nur einer in der Lage sei, dieses Schwert überhaupt zu heben. Er.

Nachdenklich und bedrückt durchsuchte er die Hallen.

Die unheimlichen Darstellungen von schreckeinflößenden Fabelwesen, geflügelten Drachen und Schlangen und menschenfressenden Ungeheuern begleiteten ihn auf Schritt und Tritt.

Das Licht war trüb, die Umgebung unheimlich.

Und er war der einzige Mensch. Das Geräusch seiner hallenden Schritte war der einzige Laut, der ihn begleitete.

»Den Spiegel!« wisperte da in seinem Gehirn. »Du mußt den Spiegel finden. Geh' durch ihm hindurch. Geh' in den Turm!«

Was war das? Wer war das? Al Nafuur? Es ging alles so schnell, so leise, daß Hellmark gar nicht schnell genug schalten konnte.

War es wirklich Al Nafuurs Stimme gewesen? Oder die Stimme eines anderen? Eines der Priester, die vorhin in der Halle versammelt waren?

War es eine Falle, ein Hinweis, den er fürchten mußte?

Die Begegnung mit den Priestern hatte einiges zur Sprache gebracht, was er nicht einfach als sinnlos und für ihn nicht maßgebend abweisen konnte. Die Ereignisse sprachen für sich.

Es gab Kräfte, die in ihm einen Feind sahen. Und dies alles mußte mit der Geschichte um Xantilon, um den Untergang der sagenhaften Insel und der Kultur dort, zusammenhängen. Und zum erstenmal kristallisierte sich auch der Gedanke heraus, daß Al Nafuur seinerzeit nicht zufällig in sein Leben getreten war. Dies alles – und auch das Abenteuer heute – war ein Mosaiksteinchen in einem Bauplan, den er nicht einmal in seinen Umrissen erkennen konnte.

Ziellos wanderte er durch die Hallen und erreichte einen Durchlaß, der in einen Turm führte.

Die Luft hier war schlecht und eklig, das Licht diffus. Etwas Bedrohliches, Beklemmendes lag in der Luft, das er nicht beschreiben konnte. Er spürte es jedoch.

Gewundene Stufen führten in die Turmspitze.

Er kam sich vor wie in einem gigantischen Unterseeboot. Er starrte durch die ovalen Fenster hinaus in die Tiefsee. Der Turm, in dem er sich befand, war völlig dicht. Aber nicht alle waren hier so gearbeitet. Die anderen, die er hier durch das Fenster am Rand des großen quadratischen Platzes sehen konnte, waren mit Wasser gefüllt, von Seetang, Muscheln und Algen überwachsen. Es kam ihm so vor, als

wäre dieser Turm wasserdicht und drucksicher gebaut worden, zu einem Zeitpunkt, als die Gruppe der abtrünnigen Dämonenpriester bereits damit rechnen mußte, daß die Heimatwelt in den Fluten des Atlantik versinken würde.

Die Treppe führte in einen runden Raum. Aus Stein gebaut standen hier eine Bank, ein Tisch, eine altarähnliche Erhebung. Sie alle waren mit schimmernden kristallähnlichen Mosaiksteinen ausgelegt.

Ein großer Vorhang erhob sich zu seiner Linken. Er war schwarz wie die Nacht und verdeckte einen Spiegel, der mannshoch war.

Hellmark bog den Vorhang beiseite.

Da war ein Spiegel. War der gemeint?

Er schimmerte matt – aber er entdeckte nicht sein Spiegelbild darin. Das erstaunliche war, daß die mattschimmernde Oberfläche zwar die gegenüberliegende Wand und den altarähnlichen Aufbau zeigte, aber nicht seinen Körper.

»Geh durch den Spiegel!« wie ein Echo glaubte er in seinem Bewußtsein die fremde Stimme wieder aufklingen zu hören. In der Reflexion nun kam es ihm so vor, als handele es sich doch um Al Nafuurs vertraute Stimme.

Durch einen Spiegel gehen?

Vorsichtig führte er seine Linke über die glatte Fläche, zuckte zusammen, als er merkte, daß er keinen Widerstand fühlte, daß die schimmernde Oberfläche weich und fließend zur Seite wich.

Seine Hand war verschwunden, als befände sich hinter der schimmernden Oberfläche, die er nicht fühlte, ein Hohlraum.

Björn Hellmark wußte: er hatte nichts mehr zu verlieren.

Kurzentschlossen stieg er in den Spiegel. Er passierte die Grenze, welche die dritte von der vierten Dimension trennte. Er war nur einen Schritt gegangen – und doch befand er sich in einer anderen Welt.

Eine fremde, unwirkliche, traumhafte Landschaft breitete sich vor ihm aus.

Stumpfe Vulkankegel hoben sich vom Horizont ab und bizarre Felsenformationen flankierten den Weg, der sich vor ihm ausbreitete.

Dämpfe stiegen vom Boden empor, heiß und ätzend, schweflig.

Die Welt, in der er sich befand, war unheimlich, alptraumhaft und lebensbedrohend.

Er fühlte Angst, die ihm die Kehle zuschnürte.

Aber er brauchte nur einen Schritt zurückgehen.

Hier wollte er nicht bleiben.

Er warf sich gegen die schwarze, glitschige Wand, in der Hoffnung, dieser menschenfeindlichen Umgebung wieder zu entrinnen.

Er fiel gegen hartes, unnachgiebiges Gestein.

Er zwang sich zur Ruhe. Er wußte, daß er hier durchgekommen war. Er ließ Buch und Schwert fallen und suchte die glitschige,

säuerlich riechende Wand ab. Sein Blick fiel auf seine Finger, und ein Schauder lief über seinen Rücken.

Auf seinen Handrücken bildeten sich Schuppen.

Er fing an, sich dieser höllischen Umgebung anzupassen.

*

Verzweifelt trommelte er gegen die Wand.

»Du könntest zurück!« war da die Stimme wieder in ihm und er erkannte, daß es Al Nafuur war. »Aber war nützte dich das? Dann bist du ein Gefangener. Aber dieser Weg bietet dir eine Chance. Du mußt die andere Seite des Tals erreichen, Björn. Auch dort gibt es einen Ausgang. Der bringt dich wieder zu den Menschen zurück.« Die Stimme erfüllte sein Bewußtsein klar und strahlend. Hellmark hatte Al Nafuurs Stimme niemals deutlicher vernommen. »Du befindest dich in einer Welt, die man nur wahrnehmen kann, wenn man zuvor die dritte Dimension verlassen hat. Sie ist ständig existent, aber menschliche Augen können sie nicht erkennen. Es ist ein finsteres, ein gefährliches Reich, nur Eingeweihten ohne Risiko zugänglich. In diesem Reich treffen sich die Töchter des Satans, die Priester der Druiden, Menschen, die mit Hilfe des Teufels zu übernatürlichen Kräften kommen, um anderen Menschen Schaden zuzufügen. Jeder, der in dieses Reich ungerufen eindringt, macht eine schauerliche Verwandlung durch. Dauert die Anwesenheit länger, ist diese Verwandlung durch nichts mehr rückgängig zu machen. Beeile dich, Björn Hellmark! Halte dich nicht zu lange auf! Durchquere das Tal und laß dich nicht aufhalten…« Die Stimme verebbte, und Björn Hellmark hörte aus Al Nafuurs Stimme die Sorge heraus.

Hellmark sah seine Hände. Er begriff, was werden konnte, wenn die unheimliche Veränderung weiter solche Fortschritte machte und von seinem ganzen Körper Besitz ergriff.

Er verließ die Nische, trat hervor unter dem bizarr überhängenden Felsen und übersprang einen schmalen Bach, in dem glühende Lava floß.

Am glosenden Horizont sah er die formlosen Umrisse seltsamer fliegender Tiere, die aussahen wie urwelthafte Flugsaurier. Sie kreisten um die rauchenden Krater.

Er kam an verdorrten, blattlosen knorrigen Stämmen vorbei, die in brackigen, übelriechenden Tümpeln standen, in denen es gurgelte und brodelte. Furchteinflößende Reptilien schwammen darin.

Als er genauer hinsah, merkte er, daß es Menschen waren.

Köpfe, Körper, Arme, die sich nach ihm ausstreckten.

Hellmark begann zu rennen. Er spürte, daß auch bei ihm die Verwandlung weitere Fortschritte machte.

Ein Schuppenpanzer wuchs auf seinem Rücken, seinem Nacken. Seine Haare wurden hart und strähnig, seine Lippen hornig.

Aus den Augenwinkeln heraus, sah er, wie die teuflische, unwirtliche Landschaft, in der es keine Blumen und Pflanzen gab, sich belebte.

Die Veränderten, die im Laufe ihres Lebens die transdimensionale Grenze passiert hatten, setzten sich auf die Fersen des Eindringlings, der noch halb Mensch, halb Reptil war.

Doch von seinem Schuppenpanzer sah man nicht viel. Die Haut des Gummianzuges, den er trug, verdeckte den größten Teil seines Körpers.

Sie waren hinter ihm her, sie kamen von rechts und lösten sich aus dem dornigen Gestrüpp. Drei, vier, fünf, sechs. Unwillkürlich zählte er sie.

Und sie bekamen Helfershelfer. Die unheimlichen Vögel glitten mit mächtigen Flügelschlägen heran.

Sie schienen zu spüren, daß er nicht zu ihnen gehörte, daß er ein Eindringling war, ein Fremder. Sie versuchten ihn aufzuhalten.

Sieben, acht der Reptilien-Menschen griffen mit langen, schuppigen Armen nach ihm.

Die Menschen waren völlig nackt. Ihre häßlichen, blauviolett-angelaufenen Füße klatschten auf den glitschigen Boden.

Björn Hellmark war von ihnen eingeschlossen.

Er wußte, daß es nun hart auf hart ging. Sie kreisten ihn ein. Er schlug um sich, fühlte ihre schleimigen Körper ganz nahe.

Zwei riesige Flugechsen reckten ihre langen, gezackten messerscharfen, Schnäbel. Mit schrecklichem Gekreische stießen sie herab.

Hellmark zog unwillkürlich den Kopf ein, warf sich zur Seite, und riß seinen Widersacher mit sich zu Boden.

Ein Schnabel verfehlte ihn um Haaresbreite.

Hellmark sprang auf die Beine. Mit Ellbogen, Fußtritten und dem Schwert des »Toten Gottes« verschaffte er sich Luft.

Der violett-grüne Himmel über ihm verfinsterte sich, als die Riesenechse erneut zustieß.

Hellmark blieb keine andere Wahl, als sein Schwert einzusetzen.

Er wirbelte es wie einen Windmühlenflügel über seinem Kopf. Federn stoben, dickes, grünes Blut tropfte herab. Er schlug der kreischenden, fauchenden Echse ein Bein ab.

Hellmark nutzte die Verwirrung und hechtete mit einem großen Sprung über einen brodelnden Tümpel weg.

Die knorrigen, wie verbrannt aussehenden Stämme bewegten sich in ihrem Untergrund, als hätten sie ein geheimnisvolles Leben.

Mit funkelnden Augen sah Hellmark den Eingang zur Felsenhöhle.

Er war dicht davor, das andere Ende des unheimlichen Alptraumtals zu erreichen.

Etwas warf sich an seine Füße. Hellmark stürzte zu Boden. Wie eine Klette hing einer seiner Verfolger an ihm. Hellmark schoß seine Linke ab, schleuderte den Angreifer zurück. Dumpf und schmatzend knallte der an den Rand des Tümpels. Sein Kopf versank darin.

Aber da waren schon wieder zwei, drei neue Gegner über Hellmark. Sie warfen ihn zu Boden, hielten seine Arme, seine Beine fest. Hellmarks Gesicht verzog sich.

Ätzender Gestank schlug ihm entgegen und raubte ihm die Luft.

Zwei Flugechsen kreisten über dem Menschenknäuel, als warteten sie darauf, daß sich eine Lücke zeigte, um mit ihren rasiermesserscharfen Schnäbeln zustoßen zu können.

Hellmark merkte, daß es seinen Angreifern nicht mehr nur darauf ankam, ihn kampfunfähig zu machen, sie beabsichtigten, ihn zu töten.

Sie hielten ihn an allen vieren fest. Sein Körper lag frei unter dem kreischenden Flugtier, für das er ein begehrliches Ziel war.

Die Echse stieß herab.

Der lange Schnabel wurde zum Speer.

Hellmark nahm seine letzten Kraftreserven zusammen.

Mit übermenschlicher Anstrengung riß er sich los und zerrte in seiner Todesangst einen seiner Gegner, die seinen Arm herabdrückten, quer über sich.

Er zog die Beine unter dem Mann weg und rollte sich zur Seite.

Die Echse stieß herab.

Aber an der Stelle, wo eben noch Hellmark gelegen hatte, lag jetzt einer der Gegner.

Der Schnabel riß dem Mann den Bauch auf. Ohne einen Laut von sich zu geben, wurde er von der Echse in die Höhe geschleppt.

Unartikulierte Schreie, unheimliche Laute und bedrohlich klingendes Knurren erfüllte die heiße, stickige Luft.

Drei Schritt von Hellmark entfernt lagen das Buch und das Schwert. Bei dem forcierten Angriff war ihm beides verlorengegangen. Aber er brauchte beides. Ohne das Schwert konnte er nicht in die dritte Dimension, in seine Welt zurückkehren.

Es war wie ein Schlüssel.

Noch zwanzig Schritte bis zum Eingang der Felsenhöhle, die aussah wie ein mit ausgebrochenen Zähnen bespicktes Maul.

Der Gegner, der dem Schwert am nächsten stand, bückte sich, um es aufzuheben.

Hellmark sah ganz deutlich, daß der Veränderte seine ganze Kraft zusammennahm, um das Schwert aufzuheben.

Es gelang ihm nicht.

Das Schwert war zu schwer für ihn.

Hellmark erinnerte sich an die telepathische Botschaft der Priester, in der behauptet worden war, daß niemand außer einem in der Lage sei, das. Schwert zu führen.

Björn Hellmark nutzte den Überraschungsmoment, um einen blitzschnellen Vorstoß zu machen. Er war wendig und geschickt.

Zwei der schleimigen Bewohner dieser Höllenwelt wirbelten durch die Luft, nachdem Hellmark sie blitzschnell gepackt hatte.

Er sprang geschmeidig wie eine Pantherkatze auf das Schwert zu, riß es in die Höhe, griff nach dem goldschimmernden, geheimnisvollen Buch, von dem er nicht wußte, was darin stand, und jagte los.

Er gewann fünf, sechs Meter Vorsprung, ehe seine Widersacher die Verfolgung aufnahmen. Wie ein Pfeil flog Hellmark auf den Eingang der Felshöhle zu.

Glosende Dämmerung nahm ihn auf.

Hellmarks Puls tobte.

Hinter dem Fliehenden holten die Verfolger auf.

Hellmark war zur Hälfte Mensch, zur Hälfte ein mit Schuppen und schleimiger Haut bedecktes Reptil. Aber er hatte sich bis zu diesen Minuten noch sein menschliches Denken und Fühlen bewahrt.

Björn Hellmark erreichte die Nische, stieß mit dem Schwert gegen die schwarze, glitschige Wand.

Die Spitze tauchte in den Felsen ein wie ein heißglühendes Messer in einen Butterblock.

Mit einem Schwung warf Björn Hellmark sich nach vorn. Er hörte noch die nackten, aufklatschenden Füße, als er durch die Wand glitt.

Sein Kopf kam in der geheimen Felsenkammer heraus, in der Kiuna Macgullyghosh ihre wandernde Seele wieder empfangen hatte und wo die tote Nyreen Matobish lag.

*

Auf seinem Gesicht verschwanden sofort die Schuppen, und seine menschliche Physiognomie erschien wieder voll ausgeprägt.

Hellmark sprang regelrecht durch die geheimnisvolle Spiegelwand.

Aber etwas kam hinter ihm her.

Das magische Schwert hatte die Wand geöffnet und das transdimensionale Tor durchbrochen. Aber der Spalt zwischen der dritten und vierten Dimension schloß sich nicht sofort wieder.

Ein Kopf tauchte auf, zwei Hände.

Die vordere Hälfte des halbnackten, völlig veränderten John MacCarthy!

Auch sein Aussehen wurde sofort wieder menschlich. Die vordere Hälfte war schon wieder ganz normal, während die hintere

Körperhälfte, noch jenseits der furchtbaren Grenze alle Merkmale des urwelthaften Reptils aufwies.

MacCarthy fiel quer über die am Boden liegende Leiche Nyreen Matobishs.

Und noch jemand gelang der Durchbruch in die dritte Dimension.

Ein Mann tauchte auf. Sein altes, verrunzeltes Gesicht blickte verwundert. Sein nackter Körper war fünf Sekunden lang sichtbar.

Wäre Hellmark über alle Details der Geschichte dieses mysteriösen Hauses unterrichtet gewesen, er hätte sofort Tabor, den Einsiedler erkannt, der vor über dreihundert Jahren das transdimensionale Tor passiert hatte und jetzt erst zurückgekehrt war.

In jener anderen, gespenstischen Welt war er nicht gealtert. Aber hier vollzog sich der durch übernatürliche Kräfte aufgehaltene Vorgang, in einem Augenblick.

Tabor zerfiel in Staub.

*

Er dachte nicht nur an sich.

Er wußte, daß er auch die erschöpfte Brasilianerin vor Kiuna Macgullyghosh in Sicherheit bringen mußte.

Carminia Brado war steif gefroren und noch nicht ansprechbar. Sie drohte einzuschlafen. Das mußte verhindert werden.

Sophokles war zwar wieder ganz zu sich gekommen. Aber den Ernst der Lage hatte er noch nicht erfaßt. Zwar sah er das furchterregende Skelett auf die Jacht zukommen. Er glaubte auch dem nur mit einer Unterhose bekleideten Mann, daß er mit der Spukgestalt da draußen schwere Auseinandersetzungen gehabt hatte.

Aber was nun wirklich zu tun war, verstand er noch nicht.

»Wir müssen in eine Kabine«, preßte Clearwater hervor. Die Angst stand in seinen Augen.

»Unten geht es nicht. Unter Deck steht alles unter Wasser.« Sophokles war dem Fremden behilflich, Carminia hochzuheben. »Bleibt nur das Cockpit!«

»Schnell, um Gottes willen, machen Sie schnell!«

Sie rutschten ab und verloren wertvolle Sekunden. Das Bootsdeck war glatt wie eine Eisfläche.

Das unheimliche Skelett war am Bug der umgekippten Jacht angelangt.

Kiuna Macgullyghosh stieg auf einen aus dem Wasser ragenden Felsblock. Ihre Hände griffen zur Reling. Das Skelett kletterte nach oben.

Clearwater keuchte.

Sophokles hatte indessen soviel Halt gefunden, daß er einen festen

Stand am Eingang zum Cockpit hatte und Carminia Brado auf die Arme nehmen konnte. Im Cockpit war es noch am wärmsten und auch am trockensten.

Außer Atem und abgekämpft folgte Clearwater als letzter nach und schlug die Tür zu. Das blutgierige Skelett stand schwankend auf dem Bootsdeck.

Clearwater brach hinter der Tür zusammen. »Ich kann nicht mehr«, kam es tonlos über seine Lippen. Man sah ihm an, daß er am Ende war.

Er lag da wie erschlagen.

Es wäre ihm unmöglich gewesen, die Flucht fortzusetzen.

»Die Tür«, preßte er matt hervor und seine fieberglänzenden Augen blickten auf den jungen Griechen. »Verrammeln und verriegeln!«

Die Wellen plätscherten ans Schiff, die Menschen atmeten schwer, draußen schlurften die Schritte des Schreckgespenstes.

Sophokles schob den Riegel vor.

Keine Sekunde zu früh.

Die Klinke wurde herabgedrückt, etwas Schweres drückte gegen die Tür.

Kiuna Macgullyghosh klopfte und trommelte mit ihren Knochenfingern gegen die Kabinentür.

»Verbarrikadieren!« stöhnte Charles Clearwater. »Wir müssen alles tun, um sie aufzuhalten.«

Aber das war leichter gesagt als getan. Das Cockpit bot keine größeren Gegenstände an, die man für diesen Zweck hätte verwenden können.

Was nicht niet- und nagelfest war, stellten Sophokles und Charles Clearwater vor die Tür. Dazu gehörte ein kleiner Instrumentenschrank, eine Bank und ein gepolsterter Sitz hinter dem Steuerrad.

Carminia Brado bekam die Dinge nur am Rande mit.

Sie fühlte sich nicht wohl. Sie fror.

Sophokles hatte eine Wolldecke gefunden, so daß Carminia sich der durchnäßten Kleider entledigen konnte. Aber ihr Körper fühlte sich immer noch wie ein Eiszapfen an.

»Sehen Sie uns zu!« ermahnte sie Charles. »Reden Sie mit uns! Sie dürfen nicht einschlafen.«

Das Skelett ging um das verglaste Cockpit herum. Noch hatte es die einzige Scheibe, die angeschlagen war, nicht entdeckt.

Sie alle hofften, daß Kiuna Macgullyghosh die defekte Stelle in der Verglasung nicht entdecken würde.

Die unheimliche Gestalt kam in ihr Blickfeld.

Der Totenschädel schob sich ruckartig vorbei.

Sie sahen den halben Oberkörper, der sich über die gläserne

Kuppel beugte.

Die Druidin kam an die gesplitterte Stelle in der Verglasung.

Wie gebannt starrten die drei Menschen auf das unheimliche Geschöpf.

Sekundenlang verharrte die Hexe dort. Die knochigen Finger schabten über das Glas. Sie ging weiter.

Charles Clearwater atmete hörbar auf. Seine Hand fuhr zitternd über die schweißnasse Stirn. »Ich glaube, wir haben's geschafft.«

Doch er hatte sich zu früh gefreut.

Sie hörten deutlich, daß das Schreckgespenst sich auf dem Schiff zu schaffen machte. Es klapperte und kratzte, als würde irgendwo ein schwerer Gegenstand herausgezogen.

Clearwater, Sophokles und Carminia Brado sahen sich gegenseitig an.

Etwas ging vor.

Und gleich darauf sollten sie auch Gewißheit haben.

Kiuna Macgullyghosh kam zurück. Und ihr war der Schaden in der Verglasung nicht entgangen.

Der Oberkörper der Druidin tauchte an der Stelle auf, wo sich der größte Riß befand. Und dann kamen die Knochenfinger in die Höhe. Sie hielten eine eiserne Stange umklammert, die sie irgendwo auf dem Schiff gefunden hatte.

Und mit dieser Stange schlug sie zu. Es krachte und barst. Scherben flogen. Das Glas splitterte.

Die gepeinigten Menschen schrien auf, es klang wie ein einziger Schrei.

Kiuna Macgullyghosh brach ein großes Stück heraus, groß genug, um sich durchzwängen zu können.

Sophokles handelte geistesgegenwärtig.

Er war als einziger imstande, sich aktiv einzusetzen. Clearwater war erledigt, und Carminia Brado so geschwächt, daß sie keine zehn Schritte würde allein gehen können. Sophokles rannte auf die schwere Kiste zu, die unter dem Stuhl vor der verbarrikadierten Tür stand. Wild und schnell riß er den Stuhl herab und öffnete die Kiste, in der die Utensilien für den Notfall bereitlagen.

Im Nu hatte er die Leuchtpistole herausgerissen und ein volles Magazin eingesetzt.

Damit zielte er auf die Druidin. Die roten Kugeln pfiffen durch die Hohlräume zwischen den grauen Knochen, durchschlugen das zerfetzte Gewand.

Die Leuchtkugeln fuhren durch das Knochengerüst, zischten in den nachtschwarzen Himmel und verglühten dort.

Der Druidin aber konnten sie nichts anhaben. Einen toten Körper konnte man nicht noch einmal töten.

*

Björn Hellmark unterzog das geheimnisumwitterte Haus einer intensiven Nachprüfung, nachdem er von John MacCarthy über die seltsamen Vorfälle unterrichtet worden war.

Sie stießen bei ihrem Rundgang auf das töte Ehepaar, und Hellmark konnte sich denken, was sich hier ereignet hatte, nachdem die Druidin wieder zu neuem Leben erwacht war.

Nun war sie entkommen.

»Hoffentlich ist nicht noch mehr passiert«, sagte Hellmark.

Sie eilten aus dem Haus, in der Hoffnung, eine Spur der unheimlichen Mörderin zu finden.

Auf dem Weg durch das Haus des Einsiedlers Tabor hörte Björn Hellmark die ersten beiden Schüsse.

Sie klangen wie Peitschenhiebe durch die stille Nacht.

Als er mit MacCarthy aus dem Haus kam, sah er die Leuchtkugeln, die wie blutfarbene Sternschnuppen vom bewölkten Himmel herniedertaumelten.

»Aber das ist ja ganz nahe!« rief MacCarthy. »Das kommt vom Ufer her. Durch das Unwetter muß jemand…« Mehr hörte Hellmark schon nicht mehr. Er hatte einen schrecklichen Verdacht und hoffte inbrünstig, daß er sich nicht bestätigen würde.

Aber bei diesem furchtbaren Wetter, das nun weitergezogen war, konnte es sich um ein anderes Schiff oder Boot handeln, das in Seenot geraten war.

Vom Hügel aus sah er schon von ferne das schwache Licht und die weiße Außenhaut der Jacht.

»Die ’Seejungfrau’!« rief Hellmark entsetzt.

In weiten Sprüngen jagte er über den aufgeweichten Boden.

MacCarthy kam im Tempo nicht mehr mit und fiel weit zurück.

Auf der havarierten »Seejungfrau« kämpften Sophokles und Clearwater wie die Besessenen, um die unheimliche Druidin abzuwehren.

Sophokles schoß das ganze Magazin leer. Ohne Erfolg. Kiuna Macgullyghosh schien das Feuerwerk für eine Ovation zu halten.

*

Hellmark hetzte über die Felsensteine hinweg. Seine Füße berührten kaum den Boden.

Wie ein rächender Ritter jagte er über das glitschige Deck, warf sich mit aller Kraft gegen die Tür zum Cockpit und durchbrach sie.

Sie flog aus den Angeln, die Bank dahinter wurde wie von einem

Windstoß zur Seite gefegt.

Sophokles und Clearwater hingen an der unheimlichen Druidin und zerrten an ihr, um sie von Carminia Brado abzubringen, die wie hypnotisiert in der Ecke hockte und nichts weiter als leise wimmern konnte.

Die beiden Männer waren nicht imstande, die Druidin zurückzureißen. Sie verfügte über Kräfte, vor denen sie kapitulieren mußten.

Sophokles warf den Kopf herum, als Björn Hellmark in das Cockpit einbrach.

»Hellmark!«

Der Retter in allerletzter Minute riß das Skelett herum und trieb es mit gezielten Schwertparaden aus dem Cockpit.

Kiuna Macgullyghosh wich zurück.

Hellmark nutzte die momentane Ratlosigkeit und handelte.

Die rasiermesserscharfe Schneide zischte durch die Luft.

Die Waffe traf mit einer Sicherheit, die Björn Hellmark selbst erstaunte.

Der linke, nach ihm greifende Knochenarm der Druidin wurde mit einem einzigen Hieb abgelöst. Er flog durch die Luft und landete aufklatschend in der See.

Was massiver körperlicher Widerstand und sogar die Kugeln aus der Leuchtpistole nicht vermocht hatten, schaffte Hellmark mit Hilfe des magischen Schwertes des »Toten Gottes« mit spielerischer Leichtigkeit. Dieses Schwert, über dessen Herkunft und wahres Geheimnis er noch kaum etwas wußte, machte ihn zum überlegenen Kämpfer gegen diese Inkarnation des Teufels.

Kiuna Macgullyghoshs Körper endete unter den Hieben des magischen Schwerts.

Ihr Kopf landete irgendwo zwischen den Felsen im Atlantik und versank.

Als John MacCarthy auf der Bildfläche erschien, war der Spuk zu Ende.

*

Hellmark und MacCarthy sorgten dafür, daß Carminia Brado sofort bei einem Arzt auf Inishkeere unterkam. Mit vorsichtiger Erwärmung und künstlicher Atmung brachte er den Kreislauf wieder langsam in Gang. Auch Sophokles und Charles Clearwater wurden ärztlich versorgt.

Von der »Seejungfrau« aus suchte Björn Hellmark kurz danach Funkkontakt mit der »Delphin«.

Dort war man erstaunt, daß er sich von der Insel aus meldete.

Hellmark gab Alex Rathly Bescheid, daß er nicht mehr auf ihn zu warten brauchte. Er versprach, das Einmann-Tauchboot zu ersetzen, ging aber nicht näher darauf ein, auf welche rätselhafte Weise er auf der Insel gelandet war. Das blieb sein Geheimnis.

Die nächsten drei Tage blieben Hellmark und seine Begleiter auf der Insel.

Björn gelang es, mit Charles Clearwater und MacCarthy, die das gesamte Inventar des »Macgullyghosh-House« geerbt hatten, ein Abkommen zu treffen. Er bat darum, den unheimlichen Spiegel der Druidin kaufen zu dürfen.

Gern willigte man ein, zumal die Erbschaft nicht den erwarteten Schatz an den Tag befördert hatte, den es angeblich hier im Hexenhaus geben sollte. Es war erwiesen, daß es dem Verstorbenen nur darauf angekommen war, sich an den Menschen zu rächen, die ihn während seines Lebens enttäuscht hatten.

MacCarthy mußte kleinlaut zugeben, daß er Lawrence Clearwater gegenüber nicht immer ganz reell gehandelt hatte. Er hatte ihn mehr als einmal übervorteilt.

Björn Hellmark löste den Spiegel allein von der Wand. Niemand half ihm dabei, alle fürchteten sich.

Er verdeckte den mannshohen Spiegel mit einem großen Tuch, als er ihn schräg gegen die Wand stellte. Und dann begutachtete er die Wand, vor der der Zauberspiegel gehangen hatte.

Sie unterschied sich in nichts von den anderen Wänden im Haus.

Sie war zehn Zentimeter dick und unmittelbar dahinter begann der lange schmale Tunnel, der in das bienenkorbähnliche Haus der Einsiedlerin führte.

*

Am gleichen Tag noch wurden Spiegel, Schwert und Buch gemeinsam mit ihnen von der Insel weggebracht.

Eine Werft kümmerte sich um die angeschlagene Jacht, die weniger abbekommen hatte, als dies auf den ersten Blick aussah.

Carminia sollte sich in der Schweiz ein paar Tage erholen und einmal nichts tun. Sophokles begleitete, die »Seejungfrau« zur Reparatur. Er sollte mit dem intakten Boot nachkommen.

Björn Hellmark nahm sich vor, die geheimnisvollen Gegenstände, die er an Bord hatte, in einem besonderen Zimmer in seinem Luxusbungalow in Genf unterzubringen, wozu nur er Zutritt hatte.

Während des Fluges im Hubschrauber kam es zu einem geistigen Kontakt zwischen Björn Hellmark und dem geheimnisvollen Al Nafuur. Weder der Pilot noch Carminia Brado merkten etwas. Sie lehnte bleich, aber glücklich an seiner Schulter.

»Du hast dich wacker geschlagen.« Al Nafuurs Nähe in seinem Bewußtsein strahlte Anerkennung und Zufriedenheit aus.

Um so ernster fragte telepathisch der Deutsche: »Wer bin ich wirklich, Al Nafuur?«

»Du bist Björn Hellmark.«

»Ein Priester in der versunkenen Stadt nannte mich Kaphoon. Wie kommt er darauf?«

»Kaphoon ist ein Begriff aus der alten Sprache. Es bedeutet nichts anderes als: der Namenlose. Du bist niemand anders als Björn Hellmark.«

»Bin ich ein Mensch, Al Nafuur?«

»Ja.«

»Aber die Priester sahen in mir einen Nachkommen des 'Toten Gottes'. Was hat das zu bedeuten?«

»Du bist ein Kind Xantilons.«

»Aber das ist unmöglich. Eben hast du behauptet…«

»Das eine stimmt wie das andere. Xantilon war ein Kontinent auf dieser Welt. Einige edle Familien konnten sich retten. Auf andere Inseln, auf das Festland. Ich habe dir bei unserer ersten Begegnung nicht alles über Xantilon erzählt. Die Überlebenden mischten sich im Lauf der Zeit mit anderen Volksstämmen. Du bist der direkte Nachkomme eines edlen Führers, der in die Geschichte Xantilons unter dem Beinamen 'Der tote Gott' einging. In dir ist das Blut der Vorfahren am reinsten erhalten. Alles was du von dem 'Schwarzen Priester' erfahren hast, entspricht der Wahrheit. Tausend Gefahren und tausend Kämpfe warten auf dich. Und erst am Ende wird sich zeigen, wer der Sieger ist: du oder deine Gegner. Und das wird über. Sein oder Nichtsein Xantilons und die Wiedergeburt unserer Rasse entscheiden.«

»Dann hab ich ja noch einiges vor mir.«

»Ja. Viel Glück!«

Björn Hellmark neigte den Kopf zur Seite und sann vor sich hin.

»Ist was?« fragte die leise, charmante Stimme der hübschen Brasilianerin.

Er lächelte. »Nein. Es ist nichts.«

Al Nafuurs Stimme hatte nicht gerade glücklich geklungen.

Aber Björn Hellmark ließ sich seine Sorgen nicht anmerken.

ENDE